

An

Hafwerk

*Einkelmaschine / 4t Stahl
Büro*

WESTFALENHÜTTE





Wir wünschen allen Mitarbeitern und ihren Familienangehörigen
ein frohes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches neues Jahr in
Gesundheit und Frieden.

Die Betriebsvertretung:

Pfeiffer, Latta, Fige

Der Vorstand:

Berndsen, Dr. Harr, Stamme, Dr. Wohlgemuth

Und wieder schickt der Zeiger der Weltenuhr sich an, den Sprung in ein neues Jahr zu tun. „Endlich kommt ein neues Jahr“, sagen die Jungen; „schon wieder ein Jahr vorbei?“, fragen die Alten unter uns. Und über allem steht die Frage: „War es ein gutes Jahr, war es ein böses Jahr?“ Wer will's entscheiden?

Im großen Brunnen der Zeit ist ein Jahr weniger als ein einziger Tropfen. Ein Tröpflein Wasser nur. Aber in diesem Tröpflein spiegelt sich, wie in den Glaskugeln dereinst in den Gärten unserer Eltern und Großeltern, die ganze Welt! Die ganze Welt, genauer gesagt: das, was *unsere* Welt ist! Hier spiegelt sich an sonnenhellen Tagen das Blau des Himmels, die Farbenpracht der Blumen und die schillernde Buntheit des Hauses, in dem wir leben, und der Dinge, mit denen wir umgehen. An trüben Tagen jedoch ist das Bild unserer Weltkugel grau in grau. Und wenn gar der Regen den Spiegel der Kugel stumpf und matt macht, erscheinen uns die sonst so freundlich-vertrauten Dinge nebelhaft entrückt und beängstigend verzerrt. Aber der Regen wischt auch unsere kleine Weltkugel wieder blank, auf daß an hellen Tagen die Welt um so klarer und lebenswerter wieder vor uns liegt...

Und dennoch: Gibt es nicht Menschen, die an den hellsten Tagen kein Auge für die Schönheiten dieser Welt haben, während ein anderer noch in den trübsten Stunden das Fünkeln zu finden weiß, an dem sich ein neues Licht und neue Schönheit entzünden? Warum dies Bild hier gewählt ist? Weil es in *uns*, in jedem von uns und in uns allen liegt, den Dingen des Lebens das Schöne oder das Böse abzuschauen!

Wer immer das nun abgelaufene Jahr auf die Waage zu legen sich anschickt, wird den Schalen von gut und schlecht ein paar Pfunde der persönlichen Empfindung hinzugeben. Dem einen mag in diesem Jahr ein Kind geboren worden, die Frau von böser Krankheit genesen oder ein guter Freund gewonnen worden sein. Für ihn war dieses Jahr ein gutes Jahr, weil die Freude, die mit allem Gold der Welt nicht zu kaufende Herzensfreude, schwerer wiegt als alle materielle Beschweris. Beim Nachbarn aber drückt vielleicht die wirtschaftliche Sorge um Beruf und Existenz auf die Waagschale der Entscheidung. Hat dieses Jahr nicht böse und heftig den deutschen Wirtschaftswunderbaum gerüttelt und geschüttelt?

Das zu leugnen, wäre dumm! Aber auch das läßt sich nicht leugnen, daß trotz kürzerer Arbeitszeit und etwas schmaler gewordener Lohntüte sich unser Werk im Sog der „Rezessionswelle“ gut — jedenfalls viel besser als manches andere Werk — behauptet hat! Die Rückflutwelle hat nicht an den Fundamenten unserer wirtschaftlichen Existenz zu nagen vermocht. Sie wird es auch in Zukunft nicht können! Es sei denn, wir erstarren in der Panik wie das Kaninchen vor dem hypnotischen Blick der Schlange.

Indessen greift die Menschheit buchstäblich nach den Sternen! Schickt künstliche Planeten in den Weltraum und visiert den guten, alten Mond — das Sinnbild des Unerreichbaren — mit gewaltigen Raketen an. „Gibt es denn nicht auf unserer alten Erde noch viele, viel zu viele Dinge zu ordnen? Ist dieser Vorstoß ins Metaphysische nicht tödliches Frevelspiel?“ Auch das sind Gedanken, die uns auf der Suche nach dem Wertmesser unserer Zeit und unseres Strebens bewegen. Das Tempo der technisch-physikalischen Entwicklung hat manchem von uns ein wenig den Atem geraubt. Mancher von uns möchte ein wenig ausruhen, sich hinsetzen zu einer kleinen Atempause, in der die Seele dem davongestürmten Geist naheilen könnte. Aber das Rad der Entwicklung dreht sich weiter und fügt die Ereignisse unserer Zeit zu jenem unwägbaren, abstrakten Gebilde, das wir „Geschichte“ nennen!

Eines lehrt schon heute die noch blutjunge Geschichte der Erdsatelliten und Mondraketen: Die Erde ist „kleiner“ geworden, die Macht- und Interessenräume schrumpfen zusammen. Sind aber auch wir Menschen uns schon — in einem höheren Sinne — nähergekommen? Von Staat zu Staat, von Volk zu Volk, von Nachbar zu Nachbar, von Mann zu Frau, von Kindern zu den Eltern? Streiten wir uns, im großen und im kleinen, nicht allzusehr über Nebensächlichkeiten und lassen uns dadurch von der Zukunft, die schon begonnen hat, vielleicht von den Beinen holen?

Freunde, laßt uns über dies alles einmal in Ruhe und Frieden nachdenken! Welch weises Wort, das der Volksmund geprägt: „in Ruhe und Frieden!“ Die Ruhe gebärt den Frieden, die Ruhe aber kommt aus der inneren Zufriedenheit mit sich und seiner Welt.

An jedem Jahresende steht Weihnachten als Fest der Liebe und der — Hoffnung. Der Liebe, die sich für die ganze abendländische Welt im Mysterium des Kindes manifestiert, und der Hoffnung, die als Sternenlicht in das Dunkel der Nacht einfällt. Wir bedürfen der Hoffnung ebensosehr wie der Liebe, weil die Hoffnung uns frei macht von Angst.

Und wie könnten wir je die Zukunft gewinnen, wenn wir die Gegenwart fürchten?

Möge das Jahr 1959 ein *hoffnungsvolles* Jahr werden!

DER NOBELPREIS

Alfred Bernhard Nobel



Alljährlich, am 10. Dezember, werden in Stockholm durch den schwedischen König die Nobelpreise verliehen. Diese seit dem Jahre 1901 durchgeführte Preisverleihung war nur in den Kriegsjahren 1940 bis 1942 unterbrochen. Die Jüngeren unter uns wissen vielleicht nicht mehr, daß nach der Verleihung des Friedensnobelpreises an den Schriftsteller und Journalisten Carl von Ossietzky (1935) den Deutschen die Annahme von Nobelpreisen verboten war. Mit dem Zusammenbruch des Hitlerreiches wurde auch die Verbotsklausel hinfällig. Seit dem 10. Dezember 1901 bis zum Jahre 1957 wurden insgesamt 243 Nobelpreise verliehen, von ihnen fielen über 40 an deutsche Preisträger.

Der Mensch Alfred Nobel

Alfred Nobel, der sich selbst als Atheist bezeichnete, bejahte und verehrte gleichwohl die Lehren der christlichen Ethik und übte aus innerstem Herzensbedürfnis tätige Nächstenliebe. Er wurde am 21. Oktober 1833 als Sohn schwedischer Eltern geboren. Sein Lebensweg ist durch viele Erfindungen, besonders auf dem Gebiet der Sprengstofftechnik, gekennzeichnet. Seine großen Erfindungen — Sprengöl, Dynamit, Sprengelatine — waren ausschließlich für die Bedürfnisse des Bergbaus bestimmt.

Nobel, der seinen Aufstieg als Pionier der bergbaulichen Sprengstofftechnik begann, der aus seiner innersten Natur heraus den Krieg haßte — er unterstützte ideell und materiell pazifistische Bestrebungen seiner Zeit —, diente jedoch als Erfinder und Unternehmer der Waffentechnik.

Oft ist danach gefragt worden, ob seine Haltung nicht inkonsequent sei. Das scheint nicht der Fall zu sein. Nobels Überzeugung war, daß die wirkungsvollste Weise, einen Krieg zu verhindern, ein gemeinsames bewaffnetes Einschreiten gegen die friedensbrechende Nation sei. Sosehr er auch die Probleme der Abrüstung und der Schiedsgerichte sah, hielt er doch eine übernationale bewaffnete Macht zur Aufrechterhaltung der Ordnung, die schließlich zur allgemeinen Abrüstung führen müsse, für erforderlich. Nobels Persönlichkeit war getragen vom Geist der Humanität, der in einen fortschrittsgläubigen Idealismus mündete. Für ihn war Erkenntnisverbreiten gleichbedeutend mit Wohlstandverbreiten — und dabei meinte er eindeutig den allgemeinen Wohlstand, auf keinen Fall den individuellen Wohlstand.

Nobel starb im Alter von 63 Jahren am 10. Dezember 1896 in San Remo an einem Herzleiden. In 15 verschiedenen Ländern hatte er Fabriken gegründet, die bei seinem Tode einen Wert von

31 Millionen schwedischen Kronen ergaben. 355 seiner Patente konnten in Listen registriert werden.

Die Welt war nach seinem Tode über sein Testament erstaunt, obwohl es seiner Lebensauffassung entsprach: Er vermachte eine Stiftung von rund 31 Millionen schwedischer Kronen zu dem Zwecke, um den Wissenschaftlern, Forschern, Dichtern und Friedensträgern ihre Pläne verwirklichen zu helfen.

Die Nobelstiftung

In seinem Testament hatte Nobel bestimmt, daß die jährlichen Zinsen seines Vermögens zu fünf gleichen Teilen denen zuerteilt werden sollten,

„die im verflossenen Jahre der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben; ein Teil dem, der auf dem Gebiet der Physik die wichtigste Entdeckung oder Erfindung gemacht hat;

ein Teil dem, der die wichtigste chemische Entdeckung oder Verbesserung gemacht hat;

ein Teil dem, der die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiet der Physiologie oder der Medizin gemacht hat;

ein Teil dem, der in der Literatur das Ausgezeichnetste in idealistischer Richtung hervorgebracht hat;

ein Teil dem, der am meisten oder besten für die Verbrüderung der Völker gewirkt hat und für die Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere sowie für die Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen.“

Nobels Testament war nur ein Rahmen. Seine Wünsche waren nur in Form einer Stiftung durchzuführen. In Gemeinsamkeit zwischen der schwedischen Regierung, der Familie Nobel und der schwedischen Akademie der Wissenschaften wurde diese Aufgabe gelöst.

Das hohe Ansehen der Nobelstiftung

beruht auf dem Vertrauen, der Unabhängigkeit und der Kompetenz des mit der Auswahl der Preisträger beauftragten Komitees. Nach der Bestimmung der Nobelstiftung werden die Preise verliehen:

1. für Physik von der Schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm;
2. für Chemie von der Schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm;
3. für Physiologie und Medizin von dem Karolinischen medico-chirurgischen Institut in Stockholm;
4. für Literatur von der Schwedischen Akademie in Stockholm;
5. für Vorkämpfer der Friedensfrage von einem durch das Norwegische Storting zu wählenden Ausschuss von fünf Personen.

Entsprechend dem Willen von Alfred



König Gustav Adolf von Schweden verließ am Montag, 10. Dezember 1956, dem 60. Todestag Alfred Nobels, im Stockholmer Konzerthaus die diesjährigen Nobelpreise für Kunst und Wissenschaft. Hier übergab er bei einer früheren Verleihung den Nobelpreis an den deutschen Arzt Dr. Forssmann

Nobel darf bei der Preisverteilung keinerlei Rücksicht auf die Nationalität genommen werden. Ebenso können nur solche Verfasser für die Preise in Betracht gezogen werden, die zur Zeit des unterbreiteten Vorschlages noch nicht verstorben waren.

Jedem Preisträger werden bei der Preisverleihung eine Anweisung auf den Geldbetrag des Preises sowie ein Diplom, ein Bild Alfred Nobels und eine Goldmedaille überreicht. Nach Möglichkeit sollen die Preisträger innerhalb des nächsten halben Jahres in Stockholm —

die Friedenspreisträger in Oslo — einen auf die preisgekrönte Schrift Bezug nehmenden öffentlichen Vortrag halten.

Alfred Nobel, ein Mann, der nie im Mittelpunkt des Geschehens stehen wollte, wirkt heute noch vorbildlich durch seine segensreiche Tat. Die Quellen seines Lebens waren Arbeit und Erfinden, christliche Ethik und Atheismus, Sozialismus und Unternehmertum. Das mag für viele auf den ersten Blick nicht vorstellbar sein. Und doch könnten diese Quellen ein leuchtender Leitstern dieses Jahrhunderts werden.



Von links nach rechts: Dir. Dr. Wohlgemuth, Dir. Dr. Harr, halbverdeckt Dir. Franksen (Hoesch Werke AG), Dir. Schütz, Dir. Elkmann, Dir. Dr. Ochel und Dir. Dr. Schulte (alle drei Hoesch Werke AG)

ERNST SCHÜTZ

Am 20. November beging der Leiter der Einkaufsabteilung der Hoesch-Westfalenhütte AG, Direktor Ernst Schütz, sein silbernes Dienstjubiläum. Seine Beliebtheit äußerte sich in der liebevollen Ehrung, die ihm in einer würdigen Feierstunde von seinen Mitarbeitern dargebracht wurde. Im Kreise der Direktoren der Hoesch Werke AG und der Hoesch-Westfalenhütte AG, der leitenden Angestellten und der Vertreter des Betriebsrates wurde der Jubilar vom kaufmännischen Direktor und Vorstandsmitglied Dr. Wohlgemuth und von Arbeitsdirektor Berndsen geehrt, die die Verdienste des Direktors Schütz um das Werk und seine Belegschaft herausstellten. Direktor Wohlgemuth schilderte nicht nur den erfolgreichen Kaufmann Schütz, sondern besonders auch den guten Menschen Schütz, der sich die Achtung aller verdient habe. Seine Hobbys: Briefmarken sammeln, Schach- und Golfspiel, Astronomie und vor allem seine Liebe zur Natur, die er gern erwandert.

Die Grüße und Glückwünsche des Betriebsrates überbrachte dessen stellvertretender Vorsitzender Helmut Latta.

Ernst Schütz, geboren am 23. Mai 1909 in Traben-Trarbach, besuchte das Realgymnasium in Krefeld, das er mit dem Reifezeugnis verließ. Von 1928 bis 1930 war er als Lehrling bei der Commerz- und Privatbank tätig. Von 1931 bis 1933 vervollkommnete er in Frankreich, England und Spanien seine Sprachkenntnisse und war ab Juli 1933 als Volontär bei den Vereinigten Seidenwebereien, Krefeld, beschäftigt.

Am 20. November 1933 trat Ernst Schütz als Angestellter in die Dienste der damaligen Hoesch AG. Bis April 1934 war er zunächst in der Buchhaltung tätig. Mit Wirkung vom 24. April 1934 wurde er zur Rohstoffabteilung versetzt. Am 16. Februar 1938 erhielt er Handlungsvollmacht, die nach seiner Rückkehr von der Wehrmacht am 1. 3. 1946 wiederauflebte. Am 18. Dezember 1951 wurde er zum Prokuristen und am 1. Juli 1955 zum Titular-Direktor bestellt. Mit Wirkung vom 1. April 1956 wurde Direktor Schütz die Leitung des gesamten Einkaufs übertragen.

Die Werkzeitschrift schließt sich den vielen Wünschen, die Direktor Ernst Schütz an seinem Ehrentage dargebracht wurden, an und wünscht uns allen eine weitere gute und erfolgreiche Zusammenarbeit.



Von links nach rechts: Dir. Schütz, Hbv. Muck, dahinter verdeckt Hbv. Horenkamp und Fräulein Franke, dann Frau Schäfers, Hbv. Möller und Lagerverwalter Felske.

Einkaufsfragen der Eisenhüttenindustrie

Zu den tragenden Säulen eines jeden Großunternehmens gehört eine funktionierende Einkaufsabteilung. Ihre Bedeutung ist zwar je nach der Unternehmensstruktur von verschiedener Wertigkeit. Innerhalb der eisenschaffenden Industrie haben mit der fortschreitenden Entwicklung der Technik die Aufgaben des gesamten Beschaffungswesens nach Umfang und Schwierigkeit je nach den unterschiedlichen Marktsituationen an Gewicht mehr oder minder zugenommen. Das wird sofort klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Wert der eingekauften Wirtschaftsgüter — ohne den beachtlichen Investitionsbedarf — mehr als 60 Prozent des jeweiligen Verkaufsumsatzes ausmacht. So gesehen obliegt dem Einkauf im Hinblick auf die Rentabilität des Unternehmens eine wesentliche Aufgabe, die in ihrer mannigfaltigen Wechselwirkung Produktion und Absatz eines Unternehmens entscheidend zu beeinflussen vermag.

Gibt es für die eisenschaffende Industrie spezielle Einkaufsprobleme, die über die der übrigen gewerblichen Industrie hinausgehen? Zu dieser Frage will die nachfolgende Analyse der

Aufgabe und Arbeitsweise

einer Einkaufsabteilung versuchen, eine Antwort zu geben.

Wir haben es im wesentlichen mit drei Einkaufsbereichen zu tun, nämlich

1. Einkauf der Magazinstoffe und der Materialien für den Werksunterhaltungsbedarf;
2. technischer Einkauf;
3. Rohstoffeinkauf.

In dem ersten Bereich ergeben sich vom Standpunkt des personellen Einsatzes die wenigsten speziellen Probleme. Der Einkäufer in dieser Sparte ist ohne weiteres in der Lage, aus anderen Wirtschaftszweigen in die Eisenindustrie und umgekehrt zu wechseln, da hier eine Vielzahl von Bedarfsgütern die gleichen sind wie in anderen Industriezweigen. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß

gerade in diesem Sektor aus der Natur des Arbeitsgebietes heraus zahlenmäßig die meisten Bestellungen anfallen, die dadurch vielseitige Materialkenntnisse und daraus resultierend eine mit der im ständigen Fluß befindlichen technischen Entwicklung Schritt haltende Marktbeobachtung voraussetzen.

Beim technischen Einkauf

ergeben sich Probleme und Aufgaben, die in starkem Maße speziell auf die eisenschaffende Industrie zugeschnitten sind. Zu diesem Bereich zählen insbesondere Beschaffungsaufgaben für Werkserneuerung und Investitionen. Da in einem großen Hüttenwerk, das mit seinen verschiedenartigen Anlagen vom Hochofen bis zum Walzwerk reicht, Milliardenbeträge investiert sind, gehen durch die Hand des technischen Einkäufers in der Regel große Objekte, die neben den kaufmännischen Überlegungen bedeutende technische Arbeiten bedingen. Die großen Hüttenwerke unterhalten deshalb in der Regel eine Neubauabteilung, in der Werksenerneuerungen, Großreparaturen und Neuinvestitionen nach der technischen Seite vorgeplant und ausgearbeitet werden. Es liegt auf der Hand, daß die Vergabe solcher Aufträge eine intensive Zusammenarbeit zwischen Ingenieur und Kaufmann erfordert. Wenn auch ein guter technischer Einkäufer aus anderen Industriezweigen in die Eisenhüttenindustrie wechseln kann, so ist doch eine auf die hier vorhandenen besonderen technischen Gegebenheiten abgestimmte Einarbeitung unumgänglich. Das allein nicht ausreichende Materialwissen muß durch eine spezielle Kenntnis des in der Eisenhüttenindustrie gegebenen Produktionsablaufs in sinnvoller Weise ergänzt werden.

Ein Gebiet besonderer Art ist der

Rohstoffeinkauf,

der größenordnungsmäßig im Gesamteinkauf eines gemischten Hüttenwerks das größte Bestellvolumen in Anspruch nimmt. Hierbei überwiegen mengen- und

wertmäßig Eisenerz, Brennstoffe und Schrott.

Im Rohstoffeinkauf, insbesondere auf den Gebieten des Erzes und des Schrotts, sind in der Regel Spezialkräfte tätig, die neben einem gründlichen Fachwissen gute betriebliche Kenntnisse benötigen. Nur in seltenen Fällen wachsen diese Kräfte aus dem Einkauf anderer Industriezweige heraus. Die Regel ist, daß die Rohstoffeinkäufer der Eisenindustrie ihre Ausbildung in den Hüttenwerken oder dem Fachhandel finden.

Bei Behandlung spezieller Einkaufsprobleme der Eisenhüttenindustrie treten folgende Themen in den Vordergrund:

A. Die Aufgaben des Rohstoffeinkaufs gehören zu den wichtigsten und interessantesten Gebieten im gesamten kaufmännischen Bereich eines Hüttenwerks. Fragen der hohen Politik, der Wirtschaftspolitik ebenso wie Langzeitplanungen und Konjunkturüberwachung spielen hinein in die Überlegungen über Auswahl und Einkauf von Rohstoffen.

Der Einkauf von Erz

bringt Kontakt mit den entferntesten Bezirken des Globus. Während noch vor dem letzten Weltkrieg der weitaus größte Teil der in Deutschland verbrauchten Erze aus dem europäischen Raum stammte, wächst von Jahr zu Jahr der Anteil außereuropäischer Erze. Es genügt nicht, sich in einem Hüttenwerk Gedanken zu machen über die Versorgung der Hochofen mit Eisenerzen für die nahe Zukunft. In zunehmendem Ausmaße werden Überlegungen angestellt, die die Erzversorgung für kommende Jahrzehnte behandeln. Die langfristige Sicherung der Erzversorgung und die Auswahl der richtigen Erzsorten bedingen Entscheidungen, die für ein Hüttenwerk von wesentlicher Bedeutung sind.

Gänzlich anders gelagert ist das nicht weniger wichtige Gebiet: der

Einkauf von Schrott,

der den neben Erz wichtigsten Eisenträger für ein Hüttenwerk darstellt. Schrott ist ein Stoff, der in besonders starkem Maße auf Konjunktüreinflüsse und das Spiel von Angebot und Nachfrage reagiert. Das Angebot von inländischem Schrott paßt sich nur sehr schwerfällig einer stärkeren Nachfrage an, da Schrott kein Fabrikationserzeugnis ist, dessen Produktion der Marktlage folgt. Es ist vielmehr ein Material, das nur in einem Ausmaß anfällt, das der vergangenen und gegenwärtigen Rohstahlproduktion entspricht. Deshalb hat sehr häufig in der Vergangenheit auf dem Schrottmarkt der für die meisten anderen Güter regulierende Faktor des Preises versagt. Man hat durch Jahrzehnte hindurch versucht, den

Schrottmarkt durch organisatorische Maßnahmen vor extremen Ausschlägen zu bewahren. In der Montanunion werden in den kommenden Jahren erhebliche Beiträge zur Vergrößerung der Roheisenkapazität investiert. Es besteht kein Zweifel, daß diese Maßnahmen bewirken, daß die Nachfrage nach Schrott in Grenzen bleibt, die dem Angebot entspricht. Man darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Schrottpreis sich dann in einem natürlichen Verhältnis zum Roheisen- und Rohstahlpreis bewegt. Die Meinungen sind in der Eisenindustrie geteilt, ob — unabhängig von den augenblicklichen Produktionseinschränkungen — dieser Zeitpunkt heute schon erreicht ist, oder ob man noch

des Hilfsmittels organisatorischer Maßnahmen

für das Aufrechterhalten eines geordneten Schrottmarktes bedarf.

Diese Dinge stellen den Einkauf eines Hüttenwerks vor Probleme, die über die eigentliche Einkaufstätigkeit hinausgehen, und absorbieren einen großen Teil seiner Arbeitskraft.

In den letzten Jahren war die Versorgung mit festen Brennstoffen selbst für Werke mit eigentumsmäßig verbundenen Zechen schwierig, da auch sie gehalten wurden, trotz Eigenbesitz an Kohle erhebliche Mengen US-Kohle zu importieren. Es bleibt zu hoffen, daß die Entwicklung auf dem Kohlenmarkt dazu führt, daß wieder die gegebenen Liefer- und Bezugsbeziehungen zwischen Zechen und Hütten zum Tragen kommen und daß in der zum 1. April 1959 fälligen Neuordnung der Eigentumsgedanke den ihm zukommenden Platz erhält.

B. Es ist die unumstrittene Aufgabe des Einkaufs,

preiswert einzukaufen,

d. h. für billiges Geld gute Ware zu beschaffen. Der Einkäufer hat deshalb bei Preisverhandlungen im Rahmen der ihm dargebotenen Wettbewerbsverhältnisse den günstigsten Preis und die bestmöglichen Bedingungen auszuhandeln. Leider wird jedoch zuweilen der Grundsatz, daß ein Geschäft nur dann gut ist, wenn beide Teile daran Freude haben, nicht immer gebührend befolgt. Es gibt Einkäufer, die dazu neigen, ihre Machtposition, die sie der Tatsache verdanken, einen begehrten Auftrag vergeben zu können, über das verständige Maß hinaus ausnutzen. Viel wichtiger als ein Drücken der Preise über ein angemessenes Maß hinaus ist es, durch kluge Marktbeobachtung im richtigen Moment einzukaufen. Hier dürften für den verantwortungsbewußten Einkäufer die eigentlichen Aufgaben liegen.

C. Eine Frage, die auf jeden Einkäufer eines großen Industrieunternehmens zukommt, ist die

richtige Aufgabenteilung zwischen Techniker und Kaufmann.

Der Einkauf kann in vielen seiner Sparten nur in enger Zusammenarbeit mit dem Techniker erfolgen. Es ist hier Sache des Einkaufs, darauf zu achten, daß jede Seite zu ihrem Recht kommt. Es ist genauso verkehrt, wenn ein Kaufmann Aufgaben zu lösen versucht, die in den technischen Bereich gehören, wie umgekehrt. Die respektvolle Abgrenzung und Innehaltung der Zuständigkeitsbereiche und das sich daraus zum Wohle des Gesamtunternehmens entwickelnde Zusammenspiel ist letztlich eine Frage der Persönlichkeit und bedarf Verständnis und Takt auf beiden Seiten. Dabei muß die Organisation so gestaltet sein, daß die spezifisch kaufmännischen Obliegenheiten der Beschaffung technischer Objekte von der kaufmännischen Seite behandelt werden.

D. Schließlich noch ein Wort über die

Moral des Einkaufs.

Daß eine solide kaufmännische Ausbildung, Fachkenntnisse und gesunder Menschenverstand die Grundbedingungen für jeden Einkäufer darstellen, ist eine Selbstverständlichkeit. Daneben steht aber mindestens auf gleicher Stufe die charakterliche Qualifikation. Insbesondere in Zeiten des Käufermarktes kann der Einkäufer Versuchungen ausgesetzt sein. Von

ihm muß daher erwartet werden, daß er die Grenze zwischen vertretbarer Gefälligkeit und Korruption klar erkennt. Fälle aus der jüngsten Vergangenheit sprechen dem Standpunkt, bei Beurteilung eines Einkäufers der charakterlichen Seite das Übergewicht zu geben, die Berechtigung zu. Erfreulicherweise kann man feststellen, daß die Fälle, wo Einkäufer unrechte Wege gehen, Ausnahmefälle darstellen.

Zum Schluß sei noch ein Wort der

Bedeutung des Einkaufs

im Rahmen eines Unternehmens der Eisenhüttenindustrie gewidmet. Alle Aufgabenbereiche, Techniker und Kaufmann zusammen, machen aus einem Unternehmen ein lebendiges Gebilde, das produziert, seinen Mitarbeitern ihren Lebensunterhalt erwirtschaftet und Geld verdient. Jede der Leistungen in einem solchen Unternehmen ist daher notwendig. Es ist schwer, wenn nicht gar unmöglich, die Bedeutung der einzelnen Aufgaben für das Gesamtunternehmen gegeneinander abzuwägen. Es wird von berufener Seite der Standpunkt vertreten, daß man die Wichtigkeit der Aufgaben nach dem Grad der ihnen innewohnenden Probleme und Schwierigkeiten beurteilen sollte. Wenn dieser Maßstab richtig ist, muß man dem Einkauf in den Unternehmungen der eisenverarbeitenden Industrie in den letzten Jahrzehnten, die fast ununterbrochen einen „seller's market“ zeigten und von Beschaffungsschwierigkeiten gekennzeichnet waren, einen hervorragenden Platz einräumen.

Ein Streifzug durch unsere Einkaufsabteilung

Nach den vorstehenden Ausführungen, die die Aufgaben und den Verantwortungsbereich des Einkaufs allgemein nach der grundsätzlichen Seite beleuchten, bitten wir, uns nunmehr auf dem Wege durch unsere eigene Einkaufsabteilung ein Stück zu folgen. Wir wollen uns dabei bemühen, unseren Einkauf nicht nur in seiner mengen- und branchenmäßigen Vielgestaltigkeit zu zeigen, sondern möchten darüber hinaus vor allen Dingen um Verständnis werben für Maßnahmen und Dienststanweisungen, die ohne ein solches vorurteilsfreies Erkennen leicht in den Verdacht einer bürokratischen Pedanterie zu geraten drohen.

Vorausschickend sei zunächst festgestellt, daß unser Einkauf immer wieder bestrebt ist, sich trotz der

Vielfalt der täglichen Arbeit

von jeglicher den wirtschaftlichen Ablauf hemmenden Verbürokratisierung freizuhalten. Weder steht der Amtsschimmel an seiner Krippe, noch wird dieses Tier zur Überwindung der sich stets ergebenden Hürden und Gräben geritten. Der Einkauf versucht, den auf ihn zukommenden Anforderungen mit dem geringsten Aufwand, aber mit dem größtmöglichen wirtschaftlichen Erfolg Herr zu werden. Dabei bedient er sich erprobter und kräftesparender Hilfsmittel, die sich ihm auf dem weiten Gebiet neuzeitlicher Büroorganisation anbieten. Daß eine mit größter Lebensnähe erfüllte Einkaufstätigkeit dennoch als Glied eines großen Unternehmens einiger richtungsweisender Anordnungen bedarf, wird jedem Ein-



Von links nach rechts: Frau Toring, Hbv. Möller, Hbv. Muck, Magazinverwalter Felske, Hbv. Kleine, Direktor Schütz, Magazinverwalter Koch, Hbv. Horenkamp

sichtigen sofort verständlich, wenn er sich vergegenwärtigt, daß beispielsweise in diesem Geschäftsjahr die Summe aller von unserem Einkauf erteilten Bestellungen für Rohstoffe, Brennstoffe sowie für den technischen und allgemeinen Werksunterhaltungsbedarf — also ohne Investitionen — im Monatsdurchschnitt etwa 36 Millionen DM betrug und damit etwa 60 Prozent unseres Verkaufsumsatzes ausmachte. Volumenmäßig wurden im Kalenderjahr 1957 rund 5 Millionen Tonnen Rohstoffe und sonstige Güter bezogen. Unter Verwendung von O-Wagen mit einer Tragfähigkeit von 25 Tonnen würden wir mit dieser Menge 200 000 Eisenbahnwaggons füllen, die hintereinander die respektable Länge von 2100 Kilometern ergeben. Diese Länge entspricht etwa einer Entfernung von Dortmund nach Moskau.

Diese Zahlen zeigen deutlich die Bedeutung unseres Einkaufs für die Wirtschaftlichkeit unseres Unternehmens. Seine Tätigkeit ist, wenn man vom Begriff des Wertzuwachses ausgeht, als produktiv anzusehen. Was der Einkauf durch marktkonform abgestimmte Einkaufsdisposition einspart, braucht der Verkauf nicht erst zu verdienen.

Durch eine Vorstandsverfügung sind alle mit der Beschaffung zusammenhängenden Fragen an die Zuständigkeit unserer Einkaufsabteilung delegiert. Das bedeutet, daß jeder Betrieb und jede Abteilung, kurz jede Stelle im Werk ihren Bedarf mittels einer Anforderung dem Einkauf aufgibt. Daraufhin kauft in enger Zusammenarbeit mit der anfordernden Stelle der Einkauf die benötigten Materialien ein. Erfreulicherweise ergeben sich nur selten Kompetenzschwierigkeiten zwischen Betrieben und Einkauf. Der Einkauf bemüht sich, den

Kontakt mit allen Betrieben

eng zu halten und dadurch eine ersprießliche Zusammenarbeit zu gewährleisten.

Im Einkauf sind zur Zeit 49 Damen und Herren tätig. Dazu kommen 51 Arbeiter und Angestellte, die das Hauptmagazin und das Elektromagazin verwalten. Die Leitung unserer Einkaufsabteilung liegt bei Direktor Schütz. Direktor Schütz ist ein alter Hoesch-Angestellter, der im vergangenen Monat sein 25jähriges Dienstjubiläum gefeiert hat. Ihm stehen die Handlungsbevollmächtigten Horenkamp,

Kleine, Möller und Muck zur Seite, alles erfahrene Einkäufer und Hoesch-Angestellte. Horenkamp wird in wenigen Monaten auf eine 40jährige Tätigkeit zurückblicken können. Muck ist schon 36 Jahre für Hoesch tätig. Kleine hat im vergangenen Monat, vier Tage nach seinem Chef, sein 25jähriges Dienstjubiläum gefeiert, und Möller kann im Jahre 1959 auf eine 25jährige Tätigkeit bei Hoesch zurückblicken. Die Einkaufsleitung kann deshalb mit Recht für sich in Anspruch nehmen, über einen guten Fundus an Erfahrung zu verfügen.

Der Einkauf gliedert sich in drei große Unterabteilungen: Rohstoffeinkauf — Technischer Einkauf — Einkauf Verbrauchsstoffe. Dem

Rohstoffeinkauf

steht Handlungsbevollmächtigter Kleine vor. Beschäftigt werden im Rohstoffeinkauf 13 Personen. Trotz dieser Unglückszahl darf er auf ein erfolgreiches Wirken zurücksehen. Der Rohstoffeinkauf ist in drei Arbeitsgruppen gegliedert, und zwar Erze, Schrott, sonstige Rohstoffe.



Von links nach rechts: Fräulein Margit Uhle, Frau Rosemarie Schäfers, Erich Kotte



Von links nach rechts: Georg Schäfer, Siegfried Sommer, Fräulein Elisabeth Kullakowski, Fräulein Wera Merisson, Werner Timmermann

Wertmäßig gesehen ist die wichtigste Gruppe die Erzgruppe, der Siegfried Sommer vorsteht. Die Erzgruppe hat die Aufgabe, die getätigten Erzabschlüsse zu bearbeiten und abzuwickeln. Hierzu gehört auch die mit der Einfuhr zusammenhängende Bearbeitung der Seetransporte. Genaue Kenntnisse der Ein- und Ausfuhrvorschriften sowie des Devisenmarktes sind erforderlich. Da die Verträge und sonstige Korrespondenz zum Teil in Fremdsprachen abgefaßt sind, setzt eine Beschäftigung in der Erzgruppe, zumindest für einen Teil der Angehörigen, fremdsprachliche Kenntnisse voraus. Im

Jahre 1957 wurden 2,25 Millionen Tonnen Erz aus dem Ausland bezogen. Diese Erze kamen aus mehr als 20 europäischen und außereuropäischen Ländern. Ein besonders schwieriges Gebiet im Rahmen des Rohstoffeinkaufs ist die Schrottversorgung, die von einer Gruppe bearbeitet wird, die Martin Hahn und Ewald Höster führen. Ein Gebiet besonderer Art, nämlich die mit der Brüsseler Schrott-kasse zusammenhängenden Fragen, bearbeitet Dr. Wilhelm Philipps. Eine sehr vielseitige Gruppe leitet Erich Kothe, der sonstige Rohstoffe einkauft. Es handelt sich hier um Kalk- und

Dolomiterzeugnisse, ff Rohstoffe und ff Steine, Metalle und Legierungen.

Für alle Gruppen des Rohstoffeinkaufs ist es eine Notwendigkeit, daß gute Übersichten über Mengen und Preise vorliegen. Jeder Sachbearbeiter ist dafür verantwortlich, daß einwandfreies statistisches Material, aus welchem u. a. Lieferquellen, Bezugsmengen, Preisentwicklung, Produktionsziffern usw. hervorgehen, vorliegt.

Für den technischen Einkauf,

dem 15 Angestellte angehören, ist Handlungsbevollmächtigter Horenkamp verantwortlich. Durch seine Hände gehen der umfangreiche technische Bedarf für Erneuerungen und Reparaturen sowie die Großobjekte, die nach der technischen Seite durch die Neubauabteilung geplant und vorbereitet werden. Sein Bereich ist in die Einkaufsgruppen 1, 1 a, 2, 2 a und 3 unterteilt.

Zum Programm der Gruppe 1, der Siegfried Weber vorsteht, zählt die Beschaffung von

Kokillen, Walzen, Stahl- und Grauguß, Kranen, Baggern, Lokomotiven, Waggons usw.

Hier, wie auch in den folgenden Gruppen, müssen sich umfangreiches Materialwissen und technisches Verständnis durch eine genaue Kenntnis des Produktionsablaufs ergänzen.

Es folgt die von Albert Lotz geführte Gruppe 1 a, in der

Federn, Transmissionen, Hochofenarmaturen, Ne-Metall-Abgüsse und Preß- und Schmiedeerzeugnisse

eingekauft werden. Die von Fritz Hilsmann angeführte Gruppe 2 nimmt sich der Beschaffung von

Eisen- und Stahlkonstruktionen, Heizungs-, Kessel-, Ofen- und Energieanlagen, Maschinen und Ersatzteilen, Rohrleitung, vollständigen Anlagen mit maschinellen Ausrüstungen sowie der Importe des allgemeinen Einkaufs

an. Hier liegt auch zugleich der Schwerpunkt für die Beschaffung von Gütern für Investitionen und Großreparaturen. Die Gruppe 2 a wird von Werner Funke und Wilhelm Hartmann geführt, die sich der Bestellung von

Baustoffen, Holz, säurefesten Anlagen, Entrostungen und Verglasungen, Hoch-, Tief-, Bauneben- und Gleisbauarbeiten

widmen.

Der älteste Mitarbeiter des Einkaufs ist Ferdinand Reith, der der Gruppe 3 vorsteht. Er sorgt mit Otto Klein für den Einkauf des gesamten Elektromaterials einschl. kompletter elektrischer Ausrüstungen und elektrischer Meßgeräte.

Dem Einkauf Verbrauchsstoffe

mit den Gruppen 4 bis 7 sowie der Einkaufsregistratur stehen die Handlungsbevollmächtigten Möller und Muck vor. Hier wirken 15 und in der Registratur zwei Personen. Das in diesen Bereichen sich offenbarende Bestellrepertoire ist so weit verästelt, daß man es in etwa mit dem Beschaffungsprogramm eines Warenhauses vergleichen möchte. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß gerade hier zahlenmäßig die meisten Bestellungen anfallen, die vielseitige Materialkenntnisse und eine dem technischen Fortschritt angepaßte sorgfältige Marktbeobachtung verlangen. Die materialmäßig abgegrenzten Zuständigkeiten und die Namen der für die Beschaffung in Frage kommenden Mitarbeiter mögen der nachfolgenden Übersicht entnommen werden:



Von links nach rechts: Heinz Pähler, Martin Hahn, Ewald Höster, Renate Busch, Irmgard Semp, Dr. Wilhelm Philipp

Einkaufsgruppe 4 Josef Sümers	Einkaufsgruppe 5 Wilfried Eckert und Walter Langner	Einkaufsgruppe 6 Alfred Waldau und Wilhelm Knippenberg	Einkaufsgruppe 7 Frl. Pottler
Kraftwagen Hebezeuge aller Art Schweißapparate Schmieranlagen Preßstoffe Schleifscheiben Graphitelektroden Metallschläuche Küchenversorgung	Armaturen und Röhren Werkzeugstahl Walzwerkserzeugnisse Werkzeuge aller Art Kleisenwaren Metallhalb- und Fertigerzeugnisse und sonstige eisenhaltige Verbrauchsgüter	Schmierstoffe Heizöle Farben Gummi- und Lederwaren Textilien Chemikalien Säuren Foto/Optik und sonstige nicht eisenhaltige Verbrauchsgüter Belegschaftsversorgung	Papier und Drucksachen Verpackungsmaterial Büro- und Zeichenutensilien Büromöbel und -maschinen Werbematerial Bücher, Zeitungen, Zeitschriften

Registratur

Auf unserem Rundgang sind wir nunmehr an der letzten Station angelangt, die man in der Karikatur scherzhafterweise als das „Aktengrab“ zu bezeichnen pflegt. In unserem Falle strömt uns jedoch keine Friedhofsstille entgegen, sondern man fühlt auch hier, wie überhaupt auf unserem Streifzug, den Pulsschlag einer lebendigen Geschäftstätigkeit. Hier in der Einkaufsregistratur ender zunächst einmal für alle „scheinbar“ erledigten Geschäftsvorfälle das laufende Band. Nach Sichtung und Ablage entsprechend einem bestimmten neuzeitlichen Ordnungssystem haben die Vorgänge nunmehr Zeit, sich — vielleicht nur kurzweilig — von den Strapazen der voraufgegangenen Behandlung auszuruhen. Während die einen Vorgänge nach ihrer Ablage mangels Interesses nicht mehr an das Tageslicht kommen, erweisen sich andere — und das ist die Mehrzahl — im Laufe der Zeit als begehrenswerter und kehren aus beinahe angeborener Anhänglichkeit von Zeit zu Zeit in die Hand des Einkäufers zurück. Frl. Liedtke und Helmut Dröge, die sich gemeinsam dieser sogar durch Gesetz angeordneten Ablage gewissenhaft und eilbeflissen annehmen, wissen über ihre Arbeit ein Liedchen zu singen. Im Verlauf der Jahre 1955—1957 wurden insgesamt 126 681 Anforderungen mit dazugehörigem mehr oder minder umfangreichem Schriftwechsel abgelegt. Diese Jahrgänge allein füllen 2490 Ordner. Insgesamt werden von unserer Einkaufsregistratur aus den unter die gesetzliche Aufbewahrungspflicht fallenden Jahr- und Vorgängen 5984 Ordner betreut. Sie wurden kürzlich noch nach maßgeblichem Urteil dritter Seite als in bemerkenswerter Ordnung befunden.

Es würde zu weit führen, alle Mitarbeiter des Einkaufs einzeln zu nennen. Die Bilder zeigen die Damen und Herren, die durch ihre fleißige Mitarbeit dazu beitragen, die Aufgaben des Einkaufs zu bewältigen.

Das Bild über die hinter dieser Aufgabengliederung sich abzeichnende Einkaufstätigkeit würde an Vollständigkeit zu wünschen übriglassen, wenn man in diesem Zusammenhang nicht auch der Arbeit im

Einkaufssekretariat

gedächte, die Handlungsbevollmächtigter Möller mitbetreut. Hier erleben Dinge ihre Entstehung, Entwicklung und Reife, die über den engeren Zuständigkeitsbereich der einzelnen Einkaufsgruppen hinausgehen. Stellvertretend für die vielen Damen, die im Einkauf Anfragen, Abrufe, Bestellungen und Briefe schreiben, seien Frau Toring und Frl. Uhle genannt, die Sekretariatsarbeiten durchführen. Erich Seideneck bemüht sich mit Erfolg, die Schnell-, Monats- und Finanzberichte für den Einkaufsbereich zusammenzustellen, vor- und zurückschauend die Inanspruchnahme der jeder Einkaufsgruppe zuteil-

ten Einkaufskontingente zu überwachen und dem übrigen auf der Linie der Stabsarbeit liegenden Berichtswesen neue Impulse zu geben.

Die Magazine

Wie bei vielen anderen Werken, ist auch bei uns sowohl das Haupt- wie auch das Elektromagazin der Einkaufsleitung unterstellt. Leiter des Hauptmagazins ist Magazinverwalter Felske, Leiter des Elektromagazins Magazinverwalter Koch. Damit sind sie in der Spitze Bestandteil des gesamten Beschaffungswesens, erhalten also ihre Weisungen unmittelbar von der Einkaufsleitung. Durch den engen Kontakt mit den Handlungsbevollmächtigten und deren Mitarbeitern sind sie im besten Sinne marktorientiert, wie sie ihrerseits die Herren des Einkaufs an ihren im Betrieb gesammelten Erfahrungen teilnehmen lassen. Aus dieser Konstruktion hat sich eine für alle Beteiligten sinnvolle und daher wirtschaftlich fruchtbare Zusammenarbeit entwickelt. In einem später in der „Westfalenhütte“ zu veröffentlichenden Sonderbericht sollen Aufgaben und Gliederung dieser beiden Magazine behandelt werden.



Von links nach rechts: Fräulein Gerda Krüger, Fräulein Ursula Rühr, Albert Lotz, Siegfried Weber



Von links nach rechts: Dieter Bühren, Fritz Hilsmann, Fräulein Cilly Schäfer



Von links nach rechts: Werner Funke, Willi Hartmann, Fräulein Ingeborg Plenio, Fräulein Regine Hilpisch



Von links nach rechts: Otto Klein, Fräulein Edith Hilsmann, Fräulein Jutta Werner



Von links nach rechts: Frau Deitelhoff, Fräulein Hildegard Pöttler, Erich Seideneck, Fräulein Annemarie Falke, Josef Sümers, Fräulein Margot Franke



Von links nach rechts: Frau Kassel, Wilfried Eckert, Fräulein Erika Stepke, Walter Langner, Fräulein Doris Lübbert



Von links nach rechts: Alfred Waidau, Dieter Hansmeier, Wilhelm Knippenberg, Wilfried Schöning, Fräulein Margot Middel

Die Bestellung der Brennstoffe erfolgt durch die der Einkaufsabteilung koordinierte Abteilung

„Brennstoffversorgung“

In dieser Abteilung werden fünf Personen beschäftigt.

Die Abteilung Brennstoffe leitet Handlungsbevollmächtigter Lüneburg. Es hat sich ergeben, daß in dieser Abteilung nicht nur Brennstoff- und Energiefragen behandelt werden. Die Abteilung befaßt sich außerdem mit Angelegenheiten der Ton- und Quarzitzgewinnung sowie des in- und ausländischen Erzbergbaues einschließlich der Erkundung und Bewertung von Lagerstätten. Für diese letztere Aufgabe ist als Geologe Dr. Theurkauf bei uns tätig, der im In- und Ausland Gruben, die uns interessant erscheinen, begutachtet.

Die Brennstoffbeschaffung ist nur beschränkt als Einkaufstätigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes anzusprechen, da sie im sogenannten Werksselbstverbrauch durch die Hoesch-Zechen zu den

allgemein gültigen Preisen der Ruhrkohlenverkaufsgesellschaften erfolgt, es also an einem Hauptmerkmal des Einkaufs, der Preisverhandlung, fehlt.

Die eigene Zechen besitzenden Werke können aber keineswegs frei über deren Förderung und Erzeugung für ihre Bedarfsdeckung verfügen. Unter dem Montanunionsvertrag, der allen Verbrauchern Zugang zu der billigen Ruhrkohle unter gleichen Bedingungen gewährt, ist der auf dem Eigentumsgedanken beruhende Werksselbstverbrauch erheblichen Beschränkungen unterworfen worden. Eine der Hauptaufgaben der Abteilung Brennstoffversorgung ist es, die Spielregeln des Werksselbstverbrauches in Zeiten des Mangels und des Überflusses an Kohlen möglichst vorteilhaft für das Werk auszunutzen, eine Aufgabe, die große, zum Teil übersetzte Anforderungen an das Dispositionsvermögen stellt.

Auf dem Gebiet der übrigen Energiewirtschaft hat die Brennstoffversorgung gewisse kaufmännische Obliegenheiten.

Fräulein Charlotte Liedtke, Helmut Dröge



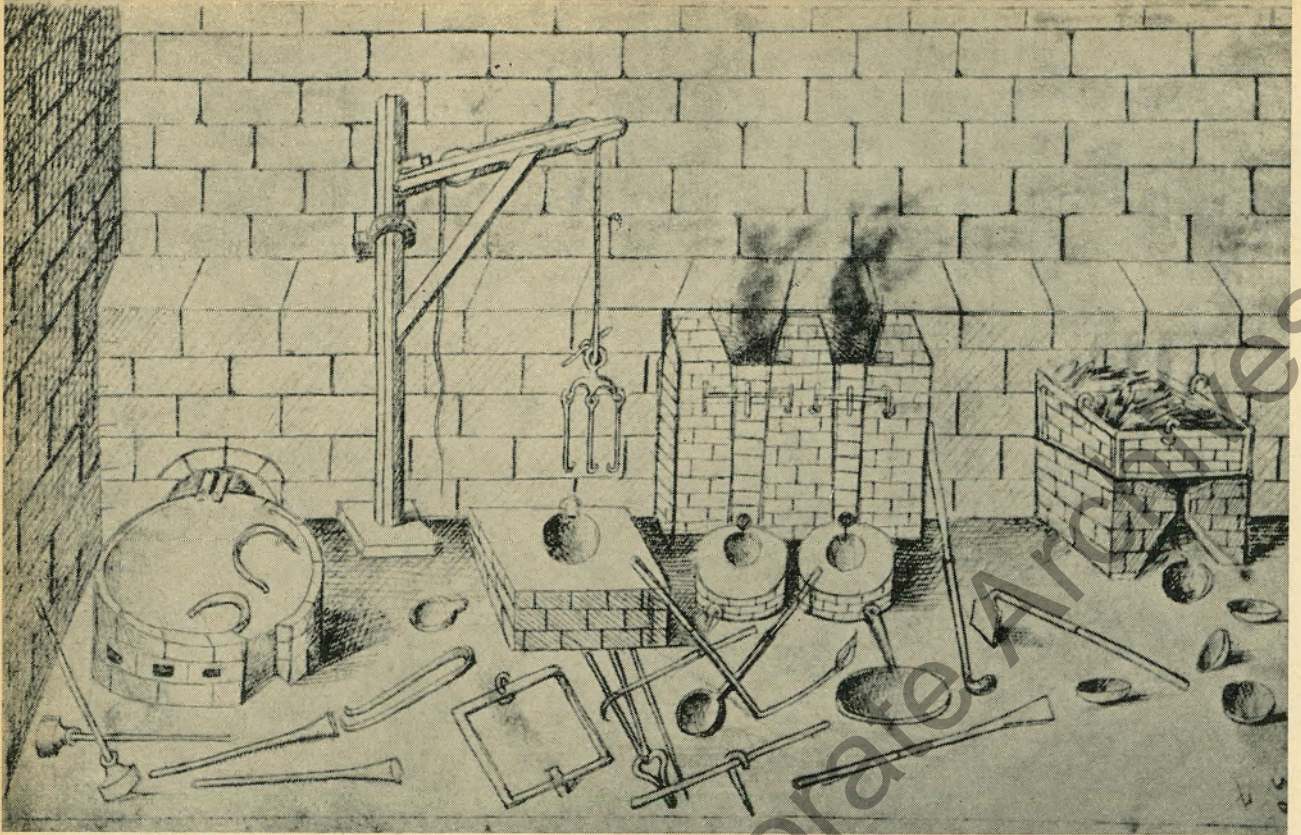


Abb. 1 Mittelalterliches Hausbuch um 1480, Gießerei

Handwerk und Automatisierung

Bei der raschen und trotz aller Widerstände in den letzten Jahren stetig fortschreitenden Automatisierung ist zu fragen, ob es sich nur um eine Fortentwicklung handwerklichen Tuns letztlich handelt — ähnlich wie aus dem Hammer des Schmiedes der Dampfhammer wurde — oder ob die Automatisierung eine völlig neuartige Erscheinung innerhalb des technischen Fortschritts ist, die mit aller Tradition und folgerichtigen Entwicklung bricht. Es ist bekannt, daß beispielsweise mit der Beherrschung der Dampfkraft durch den Menschen und Einführung der Lokomotive allenthalben Stimmen laut wurden, die dieser neuen Maschine teuflische Eigenschaften unter-schoben, sie als

ein Werk des „Bösen“ schlechtthin

ansahen — oder doch zumindest die Art dieser raschen Bewegung als un-

geheuer gesundheitsschädigend erachteten. Können wir annehmen, daß unsere skeptische Einstellung zur Automatisierung ähnlichen Bedenken entspringt, und dürfen wir vermuten, daß die Zeit und die fortschreitende Entwicklung uns eines Tages eines Besseren belehrt? Werden wir oder unsere Nachfahren dann lächelnd auf diese „Angst vor dem Automaten“ zurückblicken?

Bei Außerachtlassen aller sozialen Bedenken und bei Ignorierung der Gefahr, der Automat könne uns die Arbeitsmöglichkeit nehmen, bleibt doch außer Frage, daß die Automatisierung ein völlig neuartiges Phänomen darstellt, dem die Verwandtschaft mit jeder bis dahin folgerichtigen technischen Entwicklung mangelt. Der Automat liefert Möglichkeiten, die außerhalb menschlicher Fähigkeiten stehen, und bedeutet die Vision des total Perfekten, des Über-

menschlichen — unbeirrbar, unermüdlich. Beim Blick auf die „Geschichte des Handwerks“ wird diese Besonderheit der Automatisierung sofort deutlich, und die sogenannte zweite technische Revolution ist tatsächlich ein ähnlich tiefer Einschnitt wie die erste des 19. Jahrhunderts. Unter dem Aspekt der direkten

menschlichen Beziehung zum Werkstoff,

zum Produkt ist diese modernste Entwicklung aber ungleich folgenswerer, denn sie rührt an das psychologische Problem des menschlichen Schaffens und Schöpfergeistes. Die Nähe zu seinem, ihm anvertrauten Werk konnte der mittelalterliche Handwerker täglich und stündlich in der Mühsal, aber auch in der Freude am Mitgestalten erleben. Auf den Illustrationen zum „Mittelalterlichen Hausbuch“, eine um 1480 entstandene Pergamenthandschrift, sehen wir, wie in einem Lehrbuch aufgereiht, die Werkzeuge und Ofen einer mittelalterlichen Gießerei (Abb. 1). Es sind Geräte, die schon beim ersten flüchtigen Hinsehen jedem als Werkzeuge klar sind, die dem Arbeiter bei dieser Tätigkeit der Eisenverarbeitung dienen. Die Dinge sind in ihrer Form z. B. den Hacken des Bauern und anderen Geräten des täglichen Gebrauchs verwandt oder sie sind zumindest sofort in ihrer Funktion durchschaubar. Mit der gleichen Naivität, wie

die Perspektive gegeben ist, sind auch die übrigen Dinge recht malerisch und in aufzählender Vielfalt vor den Betrachter hingelegt. In dieser Situation würde man sich sogleich zurechtfinden und könnte den Arbeitsprozeß da aufnehmen, wo er — gleichsam für das „Porträt“ des Künstlers — stehengelassen wurde. Wir werden bei der späteren Betrachtung automatischer Maschinen sehen, wie wesentlich diese

Einsichtigkeit in den Vorgang

ist, dieses direkte Vertrautsein mit einer bekannten und dem menschlichen Leben in seiner ganzen Breite naheliegenden Bildhaftigkeit der Dinge und des Ortes. Und doch sind auch hier schon Geräte und „Maschinen“ sichtbar, die erst durch menschlichen Geist erfunden wurden und undenkbar sind auf der primitiven Stufe beispielsweise des Steinzeitalters: so der Kran links im Bild. Noch komplizierter ist die Einrichtung eines „Stampfwerkes für Mineralien“, das im gleichen Buch abgebildet ist (Abb. 2). Hier muß man schon — und nicht nur wegen der wieder nicht ganz beherrschten Perspektive — zweimal hinschauen, um die Kraftübertragung durch eine Art von „Zahn-rädern“ zu begreifen. Durch das Auf und Ab der durch ein Wasserrad betriebenen „Pocher“ wird das Mineral zerstampft und so für die Verhüttung vorbereitet.

Der ganze technische Vorgang der Eisenverarbeitung wird auf diese Weise leicht faßlich und durchschaubar auf wenigen Bildern selbst dem Laien klar. Der moderne Vorgang gleicher Art ist nur wenigen Spezialisten noch in seiner ganzen Abfolge bekannt. Der Nichtfachmann hat das Bindeglied — den Arbeitsprozeß — zwischen Rohstoff und fertigem Produkt völlig aus dem Auge verloren. Selbst wenn man ihn vor die Maschine führt oder ihm Konstruktionszeichnungen zeigt, vermag er

Sinn und Ablauf des Geschehens

nur mit Mühe zu erfassen.

Mit welcher Eindeutigkeit schildert noch wenige Jahre nach dem „Hausbuchmeister“ der italienische Maler Bassano den Hergang der Metallverarbeitung (Abb. 3). Im bildhaften Nacheinander werden wie auf einer Drehbühne die einzelnen Arbeitsabschnitte vorgeführt: die Ofen, der alte Schmiedemeister selbst und rechts der Mann, der als einziger auf den Betrachter blickt und ihm gleichsam ein fertiges Stück dieser Schmiedewerkstatt stolz vorweist. Dieser Vorgang ist durchschaubar — war es noch mehr dem zeitgenössischen Betrachter, dem die links mitgeteilte allegorische Szene bekannt war — und atmet Ruhe trotz der Schwere der Tätigkeit.

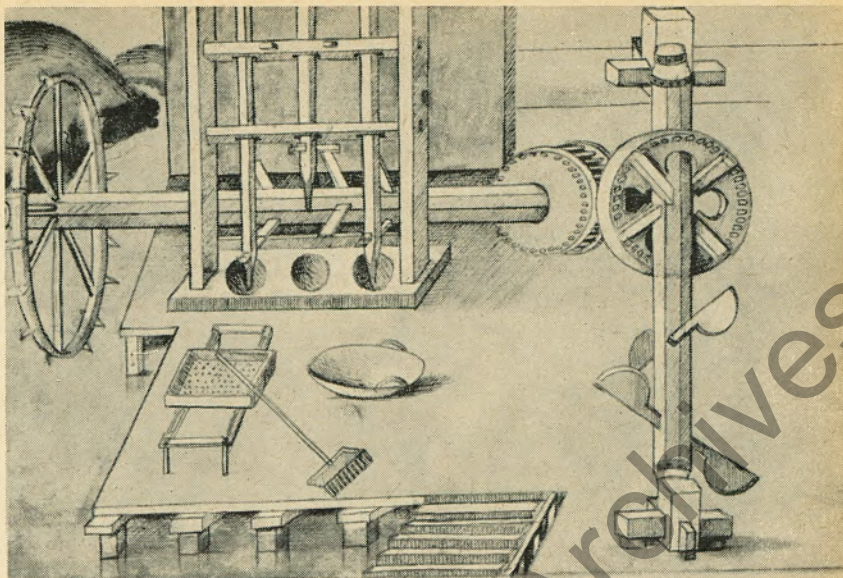


Abb. 2 Mittelalterliches Hausbuch um 1480, Stampfwerk für Mineralien



Abb. 3 Bassano: Die Schmiede

Es ist ein Bild, das den gleichzeitigen Darstellungen der Landwirtschaft und des häuslichen Lebens durchaus identisch ist, eingespannt in den Kosmos einer Welt, in der der Mensch sich selbstbewußt seiner Geräte bedient und ihnen ganz ohne Frage überlegen ist. Das ist heute keineswegs mehr der Fall, und im wahrsten Sinne des Wortes wird der Arbeiter unserer Tage vom Automaten beherrscht. Das Vergnügen des Anfassens, des Umgreifens, des Wägens in der Hand oder doch der bloßen Betrachtung

— wie bei Bassano — ist heute mehr verlorengegangen, als es noch vor wenigen Jahren — vor der Geburt des Automaten — selbst in technisch hochentwickelten Arbeitsprozessen undenkbar schien.

Die Automaten haben manche Künstler als Symbol unserer Zeit erfaßt, so in einem Bild von Morton L. Schamberg, „Telefone“ (Abb. 4). Auch hier ist keinerlei realistische Wiedergabe des als technisches Phänomen an sich schon hinreichenden Wunderwerkes beabsichtigt,

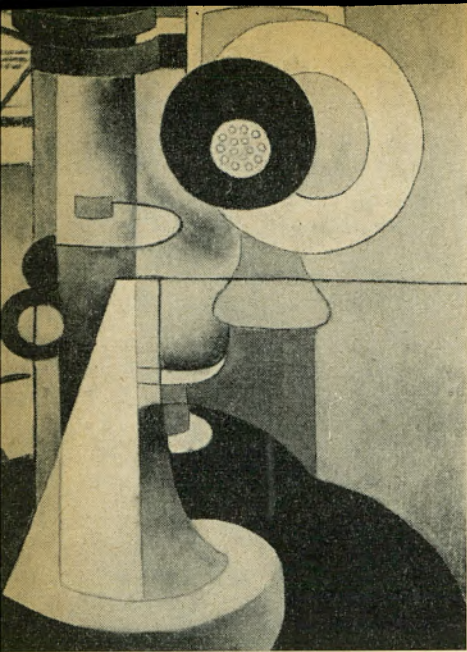


Abb. 4 Morton L. Schamberg: „Telephone“

sondern der Künstler übersteigert die Magie des Fernsprechers zu einem

Sinnbild technischer Perfektion.

Es ist eine Maschine, ein Apparat, der völlig bei sich ist, durch sich selbst existiert und alle Formen an seiner Gestalt vermeidet, die auf den Menschen bezogen sein könnten — wie etwa die handliche Form eines tatsächlichen Fernhörers. Während das Kunstwerk jedes dargestellte Ding von vornherein schon in einen außerrealen Bereich zieht, wird auch der Gegenstand nochmals durch die visionäre Sicht des Künstlers der bekannten Form entzogen und zu einem neuen, in diesem Falle technisch-metaphysischen geprägt. Solche Gegenstände führen in der Bild- und Vorstellungswelt des Künstlers (und rückwirkend beim verständigen Betrachter) ein Eigenleben. In dieser Potenzierung des Losgelöstseins wird das Phänomen des „Auto“-matischen durch Mittel der Kunst besonders deutlich.

Kunst vermittelt immer einen Blick in die Tiefe der Dinge, auf den Grund der Sache — sie vermag den Zweck, die Bedeutung und selbst die Gegenständlichkeit so weit umzugestalten oder gar umzukehren, daß das Wesen, der Kern der Sache, herauskristallisiert. Ein zusätzliches Hilfsmittel zu solcher Verdeutlichung ist in der Literatur und bildenden Kunst die Ironisierung bzw. Karikierung des Themas. Versteckt hinter einer lächelnden Geste werden der Ernst und die Gefahr des Objektes angezeigt. Dabei geht es nicht um den speziellen Charakter des Gegenstandes, sondern um das Typische, das in der Übersteigerung vorgetragen wird.

Ein besonders gutes und wenig bekanntes Beispiel für solche Tendenzen in bezug auf den

Automaten als Typus

liefert der Futurist Francis Picabia mit seiner „Parade amoureuse“ (Liebesparade) schon 1917 (Abb. 5). Picabia, neben Duchamp einer der Exponenten für die Darstellung mechanischer Formen in der Malerei, bringt hier eines der menschlichsten Themen in den abstrakt-technischen Bereich und zeigt eine Maschine, die — ähnlich wie ein perpetuum mobile — ohne Zutun von menschlicher Hand und ohne Kraftbescheidung, einmal in Gang gesetzt, die pausenlose Wiederkehr und das unablässige Pendeln des Liebesrhythmus illustriert. Der tiefere Sinn des recht frivol vorgetragenen Themas liegt in der Parallele zu dem im menschlichen Leben ähnlich „automatisch“ auftretenden und sich abspielenden Liebesgeschehen.

Der Dichter Ernst Jünger hat über diesen Funktionalismus im Zeitalter der Vermassung eindringlich meditiert. Es muß nicht hinzugefügt werden, welche Resignation und grausame Übertreibung in dieser einseitigen Auffassung liegt, die uns dem einmal begonnenen Geschehen

bedingungslos unterwirft. Diese Entscheidungslosigkeit und unbedingte Unterwerfung unter den automatischen Vorgang ist die letzte Konsequenz des in künstlerischer Sicht

verselbständigten Automaten,

für die schon viel früher die Puppe in „Hoffmanns Erzählungen“ ein Beispiel ist: Der Traum des Tanzmeisters wird wahr, er konstruiert eine Roboterpuppe, die Bewegungen ausführen kann, die sonst kein menschliches Wesen zu vollbringen vermag. Aber die Puppe, einmal in Bewegung, streift die Herrschaft ihres Konstrukteurs ab und führt ein Eigenleben. Im Gegensatz zur „Automatik“ Picabias bleibt hier aber zumindest in der Kostümierung der menschenähnliche Charakter gewahrt. Der Futurist erst liefert den Modellfall des puren Maschinencharakters, der sich nicht mehr im Kostüm menschlicher Vorstellungswelt verbirgt.

Hier bei Picabia ist auch das Schema des mittelalterlichen perpetuum mobile viel deutlicher vorgestellt, dessen Prinzip einzig in einer unaufhörlichen Bewegung besteht. Er entfernt sich damit viel weiter von einer heute noch gültigen Vorstellung, die den perfekten

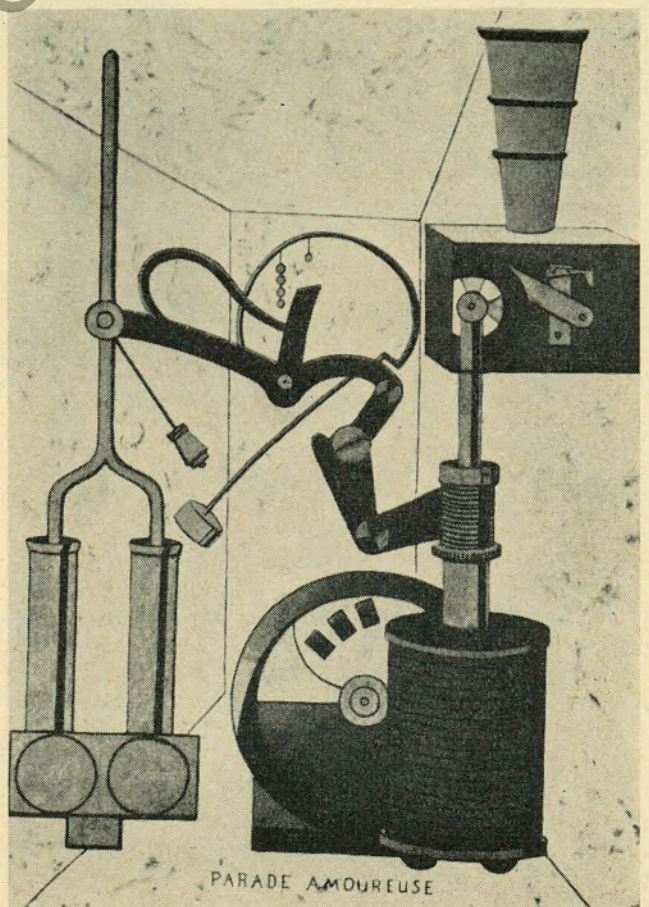


Abb. 5
Francis Picabia:
Parade amoureuse

Automatikeroboter zumindest im Äußeren mit menschenähnlichen Zügen reichlich ausstattet. Diese beiden Möglichkeiten der Kunst — das Nebeneinander des verkleideten und des puren Automaten — ziehen sich in mannigfaltigen Spielarten durch die gesamte moderne Malerei. Einerseits drückt man menschlichen Wesen, Arbeitern, den Stempel der Roboterähnlichkeit auf (Abb. 6) — andererseits verläßt man ganz den Bereich der menschlichen Vorstellungswelt und Beziehungen und läßt selbst bei der Darstellung von Maschinen alles vom Menschen her Verständliche und zu seinem Nutzen Bestimmte außer acht und liefert Maschinenmodelle, die eigentlich recht „sinnlos“ sind und nur das Prinzip des Technischen, des Automatischen und was immer verdeutlichen sollen (Abb. 7). Wie weit die

Möglichkeiten der Automatisierung

im Arbeitsbereich unserer industrialisierten Welt und auch selbst in der privaten Sphäre gehen, lehrt der tägliche Umgang schon mit einem Telefon im Selbstwählbetrieb, das ebenfalls — wie wir gesehen haben — in metaphysischer Sicht des Künstlers Gegenstand der Malerei geworden ist. Darüber hinaus aber zwingt sich der Automat in Gebiete, die seiner Funktion nicht bedürfen und in denen er quasi ein übermaschinelles „Ich“ entwickelt. Hier in dieser Übersteigerung wird sein wahrer Charakter deutlich, der tatsächlich auf eine Verselbständigung zielt. Gleichsam wie vom Menschen eingerichtet und nur einmal in Bewegung, ins „Funktionieren“ gebracht, funktioniert er ohne Unterlaß — bis er sich schließlich gar von seinem Vormund löst, ohne ihn oder auch gegen ihn zu agieren vermag („Hoffmanns Erzählungen“).

Überall in unserer Welt stoßen wir auf dieses Phänomen der Verselbständigung, der Absolutheit automatischer und man darf sagen „autonomer“ Maschinen, die einerseits mit großem Gewinn und Nutzen verwendet werden, andererseits aber ein Eigenleben entwickeln, das unseren Händen zu entgleiten droht. Wir brauchen selbst nicht mehr Hand anzulegen, es ist nicht mehr Handwerk, das wir mit diesen Geräten verrichten, sondern es ist ein Ingangsetzen einer Kette automatischer Vorgänge, die selbst den menscheigenen Prozeß des Denkens übernehmen, das Ergebnis weiterleiten, den Prozeß durchführen und das Produkt — für Jahrhunderte das befriedigende Werk menschlich schaffender Hand — für die Augen des Schöpfers nicht mehr sichtbar werden lassen, es vielmehr gleich auf den Weg zu seiner Bestimmung schicken. Eingebaut in ein

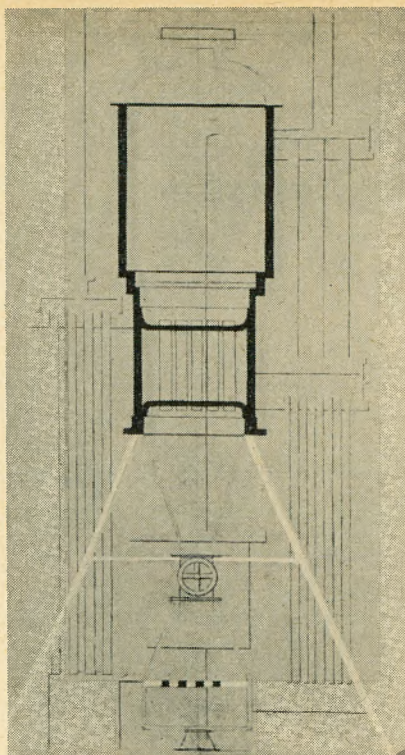


Abb. 6 Francis Picabia: Maschine ohne Namen

Gehäuse, zusammengesetzt mit vielen anderen, ähnlich geborenen Stücken, fristet es ein funktionalistisches Dasein im Dunkel bis zum Verschleiß.

Die Verwendungsmöglichkeiten

solcher Automaten haben in unserer Welt ein für den einzelnen unüberschaubares Feld erobert. Wohin eine Fehlentwicklung unter Umständen führen kann, hat Charlie Chaplin in seinen „Modernen Zeiten“ klassisch-satirisch vorweg formuliert. Die große Chance dieser zweiten industriellen Revolution liegt ebenso auf der Hand. Die Chance der vergrößerten Freizeit drängt sich zunächst auf. Aber hier gilt es vor allem, das Menschsein zu bewahren und nicht der Magie des allbeherrschenden Automaten zu verfallen. Mit sehenden Augen hat Picabia in seiner „Parade amoureuse“ gerade dieses tiefe menschliche Thema angeschlagen: nicht um einen Automaten zu zeigen, sondern das Automatische an sich, das sich auf den menschlichsten Bereich auszudehnen sucht. Unsere Ohren sind voll von zukunfts-freudiger Automatenmusik — oder man unkt im Steinzeitjargon vom Salto mortale krächzender Automaten Chaplinscher Manier. Jedenfalls ist die Chance groß, die uns die Automatisierung bietet: Sie gibt Platz und Zeit für die Phantasie, für die Begeisterungsfähigkeit am Zweckfreien (was damals dem Handwerk noch glücklich und wie selbstverständlich verbunden war), gibt Gelegenheit für Dinge, die allesamt über- und antiautomatisch sind.

Abb. 7 Gromaire: Straßenarbeiter



Der Techniker in der Automation

Die mittlere Führungsschicht in einem automatisierten Betrieb wird sowohl bei der Vorbereitung der Automation als auch und gerade bei dem störungsfreien Ablauf der Produktion und schließlich beim Angebot und Vertrieb der Produktionsmengen vielfältige Aufgaben durchzuführen haben. Sie werden den Techniker in seiner systematisch darauf vorbereitenden Stellung als wesentlichen und unentbehrlichen Faktor der Automation bestätigen und ihn als Bindeglied zwischen Meister und Ingenieur ausweisen.

Der technische Zeichner, Kalkulator, Zeitnehmer, Prüfer, Kontrolleur, der technische Überwacher am Schalterpult, am Fernseher, der Techniker zur Unterstützung der Werbung, der Motivforschung, des Verkaufs, sie alle sind nach Spezialausbildung in der Technik der Automation wichtig und für den Erfolg mitentscheidend. Dabei können die Auswirkungen der Automation hinsichtlich der bevorzugten technischen Berufe noch nicht voll erkannt werden. Im Laufe der Entwicklung werden sich zweifellos die Routinearbeiten immer mehr vermindern. Es muß damit gerechnet werden, daß der Rückgang der Beschäftigten in der eigentlichen Produktion zu der Vermehrung der Tätigen in Verwaltung und Kundendienst führen wird, wo die Spezialtechniker ausgiebige Arbeitsaufgaben haben, die nur gemeistert werden können, wenn Vorbildung und Ausbildung auf diese entsprechend ausgerichtet waren. Bei dem Techniker in der Automation muß ein

hohes Maß an fachlichem Können

vorausgesetzt werden. Noch wesentlicher und bedeutender ist die große Verantwortung, die ihm insbesondere bei der Überwachung und Steuerung einer vollkontinuierlichen Produktion übertragen wird. Von seiner Umsicht und Gewissenhaftigkeit hängen Millionenwerte ab, von seiner Entschlußkraft und seinem Dispositionsvermögen werden nicht selten schwierige Situationen, die im Zusammenspiel der Kräfte unausbleiblich sein werden, rechtzeitig als solche erkannt und schnell beseitigt.

Der technische Mechanismus der Automation ist stets vielfältig und kompliziert. Er wird den Maschinen- und Elektrotechnikern manche harte Nuß zu knacken geben. Und es werden viele sein, die sich diesen und anderen Spezialaufgaben zu unterziehen haben. Die technische Entwicklung zur Automation ist gekennzeichnet durch eine immer stärkere Differenzierung und Spezialisierung im Berufsleben. Schon jetzt gibt es rund 850 Berufssparten. Die automatisierte Produktion erfordert fortgesetzt neue Berufe und die Umschulung auf neue technische Leistungen in der Mechanik, der Elektronik, in der Wartung und Kontrolle, in der Pflege und Instandhaltung der kostspieligen Förderanlagen und Produktionsautomaten.

Zusätzliche technische Kräfte werden auch von neuen Industrien benötigt, die als Produzenten zur Einrichtung und Durchführung der Automation entstehen, wie Betriebe zur Herstellung von Kleinmotoren, Signaleinrichtungen, Fördergeräten, elektrischen und hydraulischen Steuerungen, Magnetgeräten, Photozellen, Relais usw.

Es ist leicht einzusehen, daß die

Bedienung und Beherrschung

der komplizierten Apparatur der Automation höchste Sachkenntnis und blitzschnelle Reaktionsfähigkeit voraussetzen. Die einzelnen automatisierten Arbeitsgänge gehen oft in Sekunden ineinander über, reihen sich in einer fortgesetzten Kette aneinander, und jeder kleine Fehler, die geringste Störung an irgendeiner Stelle, im Fördergang, an einem schneidenden oder sonstwie verformenden Werkzeug, kann den Produktionsprozeß aufhalten, kann Ausschußmengen zur Folge haben, die die aufs äußerste kalkulierte Rentabilität des automatisierten Betriebes in Frage stellen, zumindest aber erheblich vermindern.

Die Automation rückt die spezifisch menschlichen, unersetzlichen Eigenschaften, wie Denkvermögen, Ideenentwicklung, Phantasie, Gestaltungskräfte, in den Vordergrund, Eigenschaften, ohne die der

Techniker im Betrieb hilflos und machtlos wäre. Er muß, in seinem Spezialbereich auf sich gestellt, die Fähigkeiten haben, mit wenigen Handgriffen den Fabrikationsfluß in Gang zu halten, ohne daß ihm entsprechende Weisungen gegeben werden können.

Dabei wird er sich natürlich auf

Meister und Facharbeiter

verlassen können, die ihm zu seiner Unterstützung beigegeben sind. Notfalls und bei den meist sehr weitläufigen und umfangreichen Anlagen muß er selbst Hand anlegen und die ihn umgebende Apparatur der automatisierten Produktion in jeder Phase voll und ganz beherrschen. Er kann sie aber nur beherrschen, wenn seine Vorbildung dazu ausreicht.

Eines ist als sicher anzunehmen: Je weiter die unaufhaltsame Automation fortschreitet, desto größer werden auch die Anforderungen an die Schulbildung und insbesondere an die Fachschulbildung sein. Mit der gegenwärtigen Volksschulbildung, mit einigen Semestern Fachschulunterricht und mit Fernschulen im Schnellverfahren wird der Techniker im Zeitalter des Atoms und der Automation nicht auskommen können.

Ihre wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Auswirkungen verlangen neue Persönlichkeitswerte. Die kommende Berufserziehung und technische Ausbildung wird sich mehr mit den erforderlichen abstrakten Tugenden der industriellen Arbeit zu befassen haben, auf die vorstehend schon hingewiesen wurde, also mit der Weckung konzentrierter Aufmerksamkeit, mit der Hervorhebung hoher Verantwortung, mit der Bildung der Reaktionsfähigkeit und mit der Pflege der Zuverlässigkeit und des Standesbewußtseins.

Die als Folge der Automation

steil ansteigende Nachfrage

nach technischen Arbeitskräften mit besserem Bildungsgrad läßt sich kaum noch befriedigen.

Vielleicht wird die Bedeutung des brennenden Nachwuchsproblems noch stärker unterstrichen durch die Erklärung des englischen Nationalökonomen W. D. Evans: „Es beansprucht weit weniger Zeit, eine Fabrik zu errichten, als einen höchstqualifizierten Techniker auszubilden!“

Deutlicher kann wohl kaum zum Ausdruck gebracht werden, welche überragende Rolle der Mensch, der Techniker, in der Automation spielt.

Gemessen an dem stürmischen Vordringen der automatisierten Produktion auf allen

Gebieten der Herstellung von Investitions- und Konsumgütern, bleibt nicht viel Zeit, die Ausbildung der Techniker zu forcieren und sie auf die großen Aufgaben vorzubereiten.

Die vor einigen Jahren noch vertretene Annahme, daß nur Großunternehmen für die Automatisierung in Frage kämen,

ist mittlerweile überholt.

Es gibt bereits — und nicht nur in den USA — zahlreiche kleinere Betriebe, die sich auf genormte Spezialitäten eingerichtet haben, diese weitgehend automatisch erzeugen und als Zulieferbetriebe wirtschaftlich und technisch sehr florieren. Auf Grund verschiedener Erhebungen ist berechnet worden, welcher Anteil der im Arbeitsprozeß stehenden Arbeitskräfte in der Automation beschäftigt werden kann. Der Prozentsatz bewegt sich nach den verschiedenen Ergebnissen zwischen 8 und 25 Prozent. Die Schwierigkeiten solcher Voraussagen sind eindeutig. Immerhin sollte es wohl zu denken geben, wenn in absehbarer Zeit, in wenigen Jahrzehnten, rund ein Viertel der Arbeiterschaft als geistig bevorzugte Schicht in der Automation tätig sein wird. In dieser Gruppe werden die Techniker in den Zeichen- und Konstruktionsbüros, im Betrieb, in der Verwaltung, im Vertrieb am stärksten vertreten sein.

Hatte die Industrialisierung zu einer Verlagerung aus dem primären (Landwirtschaft) in den sekundären (Industrie) Sektor geführt, so läßt sich erkennen, daß die infolge der Automation frei werdenden Arbeitskräfte in den tertiären Bereich, in den der Dienstleistungen, abwandern werden.

Das „Zeitalter der Dienstleistungen“

wird deshalb die meisten Arbeitskräfte beanspruchen, womit die Gefahr einer technologischen Arbeitslosigkeit gebannt sein wird. Stärker als die allgemeine soziale Umschichtung lassen sich schon jetzt die Strukturänderungen der Belegschaften in den automatisierten Betrieben und Werken erkennen.

Eine Aufteilung nach einzelnen Industriegruppen macht die für die gesamte Industrie gefundenen Ergebnisse deutlich. Insbesondere in der Grundstoff- und in der Produktionsgüterindustrie hat im Vergleichszeitraum der Prozentsatz der ungelernten Arbeiter fast um die Hälfte von 35,4 auf 22,8 Prozent bzw. von 23,9 auf 13,1 Prozent abgenommen, während der Anteil vor allem an qualifizierten Facharbeitern und Technikern in der Grundstoffindustrie von 29 auf 35 Prozent gestiegen ist.

Das Hauptproblem

der Automation ist also die gründliche, umfassende Ausbildung der privilegierten Schicht der Techniker.

„Nicht die Länder mit der größten Bevölkerungsziffer werden im Wettkampf die Krone davontragen; die mit dem besten Erziehungssystem werden gewin-

nen. Naturwissenschaftliche und technische Begabung geben einem Dutzend Männern die Macht, so viel zu tun, wie tausend vor fünfzig Jahren schaffen konnten. Wir werden viel mehr Wissenschaftler, Ingenieure und Techniker nötig haben.“ Dies sagte ein englischer Premierminister, als er die ganze Nation zur Förderung des technischen Nachwuchses aufrief.

Blick in das Büro von morgen

nicht selten schockiert

beim Anblick der neuesten technischen Errungenschaften. Vom elektrisch funktionierenden Brieföffner über den Taschensfunkapparat, mit dem der Chef seine Sekretärin ruft, bis zum selbsttätig antwortenden „Alibiphon“ und dem Elektronengerät, das in wenigen Sekunden schwierigste finanzmathematische Aufgaben löst, wurde demonstriert, auf welche mannigfaltige Art und Weise sich heute Arbeitskräfte, Zeit und Geld sparen lassen. Fasziniert stand man vor dem Automaten, der im Handumdrehen maschinenweise „ganz persönliche“ Werbeschreiben ausspuckte mit formvollendeter Anrede und Anschrift, die sich der Apparat jeweils aus einem Magazin auswählt. Vor dem elektrisch betriebenen „Karteilift“, der dem Sachbearbeiter jede gewünschte Unterlage nach einem

Druck auf den Knopf

herbeischafft, ohne daß dieser sich vom Platz zu rühren braucht. Vor den elektronischen Ferndiktiertgeräten, mit denen von beliebig vielen Diktatstellen aus via zentrales Aufnahmegerät „Telediktate“ auf dünne Plastikplatten gegeben werden. Vor dem „Robotyper“, der vollautomatisch eine elektrische Schreibmaschine steuert und vor den vielen, vielen Rechen- und Buchungsmaschinen, den Adressier- und Offset-Druckmaschinen, den Fotokopier- und Lichtpausgeräten. Jede neue Erfindung steht unter dem Motto: noch schneller ...

Aber eines ist gewiß — die jungen Mädchen und jungen Männer, die sich den kaufmännischen Beruf erwählen, werden in Zukunft schon auf den Schulen einen technischen Spezialunterricht erhalten müssen, wenn sie einst vollwertige Arbeitskräfte in den „Büros von morgen“ sein wollen. Denn es kommt dann immer weniger auf Handfertigkeit als auf „Köpfchen“, technische Kenntnisse und die überlegene Beherrschung der automatischen Hilfsmittel an.

— S.V. —

Allerdings läßt sich Büroarbeit

nicht nach Schema F

rationalisieren, überall ist sie anders, muß sie dem jeweiligen Betrieb angepaßt werden. Jedes Büro muß den rationellsten Einsatz der geeignetsten Hilfsmittel und der geeignetsten Arbeitskräfte anstreben und den Arbeitsablauf bis in die letzte Phase durchdenken und entsprechend vorbereiten. Jede Maschine, jedes Gerät, jeder Schreibtisch, jeder Hefter und Locher darf nur angeschafft werden, wenn es dadurch gelingt, die Kosten zu senken und einen höheren Gewinn zu erzielen, wobei die letzte Perfektion und die teuerste Ausgabe des jeweiligen Hilfsmittels durchaus nicht die rentabelste zu sein braucht. Bei der Fülle der angebotenen Neuerungen ist es daher außerordentlich schwierig, das genau Richtige und Zweckmäßige für den eigenen Betrieb herauszufinden.

Auf der Büro-Fachausstellung, die vor einiger Zeit nach einer Pause von sechs Jahren in Hamburg gezeigt wurde, war man

Vorzimmer — des Mannes wahrer Wert

Gestern kam einer in mein Telefon, der mit mir eine Verabredung treffen wollte. Ich kannte den Mann nicht. Über den Termin unserer Zusammenkunft konnten wir uns nicht gleich einigen. Da sagte er: „Also schön, lassen wir das offen. Mein Büro kann ja in der nächsten Woche mit Ihrem Vorzimmer telefonieren und den Termin abstimmen. Danke! Auf Wiederhören!“ Knacks, weg war er.

Der Mann nahm also für gegeben, ich müsse zur Betreibung meiner kleinen Handschriftstellerei ein Vorzimmer besitzen. Ihm galt als selbstverständlich, ich hätte Personal, ein Durchstelltelefon zumindest, eine Dame, die die Anrufe betreut, und womöglich eine zweite, die mit der Einordnung, Planung und Ablage meines journalistischen Schaffens vollbeschäftigt sei. Er vermutete, ganz selbstverständlich, auch bei mir das ganz landläufige Brimborium der Wichtigturei, das heute den Umgang so retardiert und holprig macht. Kein Deutscher ohne Vorzimmer. Kein Vorzimmer ohne die Riten der leerlaufenden Emsigkeit. Am Vorzimmer erkennt man des Mannes Wert. Einfach bei ihm einzutreten und zu fragen: „Haben Sie einen Augenblick Zeit für die Angelegenheit mit Dingsda?“ — das wäre zu einfach.

Die Methode

läuft heute ganz anders

Man gibt seinem eigenen Vorzimmer den Auftrag, beim Vorzimmer dessen, den man sprechen möchte, anzurufen. Jenes Vorzimmer fragt dann bei dem Betreffenden an, ob es konveniert. Die positive oder negative Antwort kommt dann erst in unser eigenes Vorzimmer zurück und wird von dort bedeutungsvoll weitergemeldet.

Vier Menschen haben zu tun, wo nur zwei nötig wären. Ich habe den Verdacht, die Vollbeschäftigung unserer Tage beruht auf diesem System der Komplizierung des Einfachen.

Der gute olle Gustav Freytag kannte die wirkungsvolle Romanfigur der Vorzimmer-Pythia noch nicht, als er sein „Soll

und Haben“ schrieb. Die biedereren Buddenbrooks durchliefen auch ohne sie ihren bekannten Geschäfts- und Familienverfall. Der selige Fontane, dessen Tagewerk gewiß nicht von Pappe war, schrieb seine Kritiken und Romane fleißig selber und trug sie dann von der Potsdamer Straße fürbaß in die Redaktionen. Goethe beschäftigte am Morgen ein paar Stunden den emsigen Schreiber John. Ein Vorzimmer hatte er nicht.

Heute wären sie alle ohne einfaches oder doppeltes Vorzimmer undenkbar. Man verliert geschäftlich und gesellschaftlich sofort an Gesicht, wenn man nur das Telefon mit eigenen Händen bedient.

Ich merke fast körperlich, wie mein Preis fällt,

wenn ich, sagen wir, für eine anrufende Rundfunkstation sofort selbst an der Röhre bin. Die Vorzimmerdame am anderen Ende hält das gar nicht für möglich. Der immer wiederkehrende, erstaunte Dialog spielt sich dann so ab:

Sie: „Hier dingsdeutscher Rundfunk, Abteilung Kultur, Büro Doktor Soundso. Bitte, verbinden Sie mich mit Herrn L.“

Ich: „Der bin ich. Geben Sie mir Ihren Herrn Doktor!“

Sie: „Entschuldigen Sie, aber ich darf erst durchstellen, wenn Herr L. am Apparat ist. Wollen Sie ihn mir bitte geben? Ich verbinde dann weiter.“

Ich: „Hören Sie, Fräulein, ich bin ja schon dran. Wenn mich Herr Doktor Soundso sprechen will, kann er mich jetzt. Halten Sie mich, bitte, nicht auf!“ Sie (aus allen Bürowolken fallend): „Ach, entschuldigen Sie! Ich dachte, ich wäre erst mit Ihrem Vorzimmer verbunden. Der Doktor ist so beschäftigt, daß er Anweisung gegeben hat, nur durchzustellen, wenn der Gesprächspartner auch dran ist. Verzeihen Sie also, Herr L.! Ich gebe Ihnen jetzt Herrn Doktor Soundso.“

Knacks — Knacks, ich warte.

Ich warte. Ich warte noch immer. Inzwischen fallen mir die besten Pointen

wieder aus, die mir eben für den Artikel, den ich in der Schreibmaschine habe, eingefallen waren. Endlich wieder die Stimme der Vorzimmer-Pythia:

„Sind Sie noch da? Herr Doktor spricht inzwischen auf der anderen Leitung mit Baden-Baden. Ich darf nicht unterbrechen. Ich rufe aber zurück.“

Und da sitzt man denn, knirscht und versucht, sein zertretenes Selbstbewußtsein zu sammeln, bis die nächste Vorzimmerattacke auf unsere bürokratische Hilflosigkeit geritten wird.

Wer außerhalb der geltenden Vorzimmer-Spielregeln zu existieren versucht heutzutage, hat ein schweres Leben. Mit dem Vorzimmer haben sich die Mächtigen und haben sich die vielen Aufgeblasenen ein Vorgelände, ein Niemandland geschaffen, hinter dem erst sie operieren können. Im Vorzimmer werden wir mürbe gemacht. Es ist die geplante Vorhölle unserer Tage. Erst hinter der Doppeltür wohnt der Bescheid, der Auftrag, der Stempel.

Wer wartet, wird weich

Ohne Vorzimmer zu herrschen, scheint heute undenkbar. Ich wohnte vor einiger Zeit zufällig einer Anstellungsverhandlung bei. Da sagte der Stellenbewerber nicht, wieviel er verdienen wollte. Er sagte auch nicht, was er selbst mit ins Geschäft bringe an Kenntnissen und Einfällen und Beziehungen. Davon sprach man erst später. Er stellte die dürre Frage: „Und wie sieht das Vorzimmer für mich aus? Ich brauche doch wohl zwei Damen...“ Der Junge war psychologisch goldrichtig vorgegangen. Er kriegte die Position auf Anhieb — und seine zwei Damen auch.

„Eine Mauer um uns baue!“

sprach einst das fromme Mütterlein. Heute bauen wir schützende Vorzimmer vor unserer Persönlichkeit auf. Wer zu uns will, der soll, bitte schön, erst mal die Hürde nehmen. Sein Respekt vor uns wird automatisch wachsen. Dann erst ist er vorbereitet und mürbe genug für jeglichen Stoß, den wir ihm versetzen wollen.

Im Vorzimmer selbst muß es möglichst viel klingeln. Das ist immer gut. Ein einsames Telefon wäre ein Zeichen geistiger Armut für den Insassen des Hauptzimmers. Drei Fernsprecher klingeln wirkungsvoller als nur einer.

Die lieben Vorzimmerdamen haben von einer eleganten Emsigkeit zu sein. Wenn sie gut sind, erwecken sie den ganzen Tag den Eindruck, als mache ihnen ihre inhaltende Beschäftigung das pure Ver-

gnügen, Hostesses in der Aktenwelt, Empfangsdamen der Briefablage, adrette Zerberusse des Terminkalenders zu sein. Sie haben eine kleine Vase mit Blümchen auf dem Tisch. An der Wand sind die Postkarten angespickt, die Kolleginnen oder gar der Chef im letzten Jahr aus dem Urlaub in Taormina oder aus Schottland, aus Ischia oder von Kampen schickten, ein kleiner, unregelter, fröhlicher Farbfleck in dieser DIN-A-4-Welt. Neben dem Schreibtisch auf der Erde steht der elektrische Kaffeekocher. („Wissen Sie, der Doktor treibt ja Raubbau: Alle zwei Stunden will er seinen Mokka!“)

Eine gute Vorzimmerdame

ist für den, den sie betreut, so etwas wie Mutterersatz und Tagesgattin in einem. Sie reguliert den Lauf seiner Stunden. Sie achtet, daß er seine Pillen zur rechten Zeit einnimmt. Sie hält menschliche Unbill und Ärger eifersüchtig von ihm fern. Sie wimmelt die Schmeißfliegen des Geschäfts ab und hält auf eigene Faust gute menschliche Beziehungen mit dem Vorzimmer der vorgesetzten Dienststelle.

Sie liegt

wie ein bissiger Kettenhund

vor dem Terminkalender. Sie hat jene Art, zum Chef aufzublicken, die dem Manne im Chef wohl tut. Sie weiß, wann er des weiblichen Zuspruchs bedarf, und sie weiß, wann man ihn ungeschoren lassen muß. Sie reguliert ihn. Sie schaltet sein Innenleben, stupst ihn sanft von Termin zu Termin, ölt seinen Tageslauf, daß sein Fuß nicht strauchle. Sie tut eigentlich alles für ihn. Aber sie tut es so, daß er glaubt, er habe es getan. Die perfekte Sekretärin ist Weib und Strategin, Seelenheilkundige und Arbeitsmotor, ist Abschirmerin und Triebkraft, Krankenschwester und Beichtmutter, guter Kamerad und Trösterin zugleich.

Dazu

hört sie im Betrieb das Gras wachsen

Sie weiß, von wannen der Wind jeweils weht, auf daß der, der hinter der Doppeltür seiner eingebildeten Wichtigkeit residiert, nicht unvorbereitet aus seiner Klausur trete. Sie könnte — möchte man sprechen — in den meisten Fällen den Chef eigentlich ersetzen; den größten Teil seiner Arbeit tut sie ohnehin. Aber sie läßt sich's nicht anmerken. Sie übertreibt ihre dienende, scheinbar zweitrangige Funktion geflissentlich. Denn je wichtiger der Chef — um so unentbehrlicher auch ihre Vorzimmerposition.

Also ist sie bemüht, das Genie, das „Eigentlich-viel-zu-schade-Sein-für-diesen-Laden“, die Überarbeitung und Un-

abkömmlichkeit ihres Chefs weidlich herauszustreichen. Die Treue — da ist sie kein leerer Wahn.

Die alte List der lieben Weiber: Über den Umweg der Vorzimmer haben sie das strikte Matriarchat, das die Frauen durch den Irrtum der Gleichberechtigung schon verloren hatten, in unserem Jahrhundert wieder fest etabliert.

Die Geschäftswelt, die Sphäre der Politik, der öffentlichen Meinung, der Wissenschaft, der Kultur — das wäre eine Männerwelt? Nach außen vielleicht. Aber das weibliche Element, es sitzt fest und durchtrieben überall in den Vorzimmern und hat die Hand auf allen Telefonen und Drückern.

Die Frauen haben es verstanden,

eine ganze Männerwelt listig zu durchlöchern. Sie kochen Kaffee. Sie verwalten den Terminkalender. Sie vermitteln und dienen. Scheinbar!

In Wirklichkeit wäre einmal streng wissenschaftlich zu untersuchen, wie armseelig weit der Mann hinter seiner Klausur der Doppeltür erst einmal vom wirklichen Leben separiert wird; und dann wäre festzustellen, wie völlig er dem Vorzimmer ausgeliefert ist. Die Verbindung, die seiner Sekretärin paßt, die klappt. Die anderen kommen gar nicht oder nur schwer zustande. Die Dinge, an denen ihr Herz hängt, werden erledigt. Zu den anderen stößt sie ihren Chef gar nicht erst hin.

Ist dies das Zeitalter der Wissenschaft, des Atoms, des Kindes, der zweiten Aufklärung? —

Pustekuchen!

Wir leben im Zeitalter der Vorzimmer. Der Mann, wenn er es zu etwas bringt, begibt sich unter ein doppeltes weibliches Joch. Erst verhehlicht er sich. Dann kriegt er ein Vorzimmer mit Dame. Wer beobachtet hat, wie die beiden Frauen seines Alltags, wenn sie einander treffen, nicht eifersüchtig sind, sondern wie sie sich mit dem Lächeln weiblicher Auguren hinter dem Rücken des Mannes und Chefs verständigen, der weiß Bescheid. Sie erst „machen“ ihn. Ihr doppelter Ehrgeiz ergibt den seinen. Wenn er erfolgreich ist, dann durch das Doppelgespann des Weiblichen im Hintergrund und Vorzimmer.

Und daher am Ende die Sehnsucht aller noch nicht Arrivierten: Wir wollen nicht immer in Vorzimmern stehen müssen; wir wollen auch hinter der Doppeltür des Schicksals wohnen. Auch wir möchten die doppelte Triebkraft des Weiblichen an unserem Lebenslauf spüren. Deshalb wünsche ich mir endlich — ein Vorzimmer ...

Friedrich Luft

Ein halbes Jahr Stift

Im Anfang war das Nichts (lies Lehrling) — und der Stift im zweiten Lehrjahr. Mit ihm hat das Nichts es am schwersten, denn er weiß alles. Wenn nicht, so doch alles besser. Daran hat sich auch in den ersten sechs Monaten des Lehrlingsdaseins noch wenig geändert, man ist immer noch ein Nichts. Der Weg zum Kaufherrn scheint so einfach, und das ist das schwierige daran.

Wer vor Wochen noch ganz genau wußte, was sich Immanuel Kant bei der „Kritik der reinen Vernunft“ gedacht hat, weiß noch lange nicht, weshalb Filippino & Co auf Manila den Auftrag storniert haben, mit dem sie es vorgestern noch so eilig hatten ...

Und das geht den Lehrling auch noch gar nichts an.

Er legt einstweilen ab. Stöße von Durchschlägen und Briefen warteten schon auf ihn. Womit soll man einen jungen Mann, ein junges Mädchen sonst auch wohl beschäftigen?

Wenn sie einen dabei nur in Ruhe ließen. Aber nein. Dauernd geht es: Müller, waren Sie schon zur Bank? Müller, haben Sie die Post schon geholt? Müller, wo ist der Brief von Meyer und Konsorten? Müller, tragen Sie doch Fräulein Schulze mal die Schreibmaschine in den 1. Stock! Müller, mein Kugelschreiber müßte gefüllt werden, können Sie das nebenbei erledigen? Müller, der Chef hat seine Aktentasche im Wagen vergessen! Müller, wo haben Sie das Postbuch gelassen? Müller, bewegen Sie sich, Müller, denken Sie nach, Müller, träumen Sie nicht, Müller, wimmeln Sie nicht so, Müller, grinsen Sie nicht, Müller, machen Sie kein Gesicht wie ein Leidtragender ...

Ein halbes Jahr Lehrling ist schlimmer als zehn Jahre Prokurist!

Meint der Stift.

Jetzt merkt man erst, was man alles nicht gelernt hat. Es wirbelt einem im Kopf von fob und cif, von Saldo und Debet und dubiosen Kunden. Das Telefon hockt auf dem Schreibtisch wie ein böses Tier, denn die Leute, die dort anrufen, sprechen eine fremde Sprache. Man versteht die Namen nicht und noch viel weniger, wovon sie reden. Man fühlte sich vordem so klug und jetzt so schrecklich dumm ...

Lehrling werden ist schon schwer, Lehrling sein jedoch viel mehr ...

Der Chef hat's gut. Der hat nichts zu tun.

Was würden die bloß machen, wenn sie ihren Stift nicht hätten?

Glaubt der Stift — und dieser Glaube ist so ziemlich alles, was er in sechs Monaten schon erworben hat.

Das müssen Sie wissen:

Mietbeihilfen nach dem II. Wohnungsbaugesetz

Es ist noch nicht sehr lange her, daß sich alle über die im frei finanzierten Wohnungsbau verlangten und offenbar auch gezahlten Mieten von 2,— bis 3,— DM wunderten und getrost diese Wohnungen denen überließen, die es sich auf Grund ihrer Einkommensverhältnisse leisten konnten, solche Mieten zu bezahlen. Man hoffte darauf, daß der öffentlich geförderte soziale Wohnungsbau mit seinen Richtsatzmieten von 0,80 bis 1,— DM, wenn auch langsam, so doch eines Tages den Bedarf der breiten Schichten der Bevölkerung decken würde. Man hat sich geirrt; weder ist der Wohnungsmangel behoben, noch sind die Mieten konstant geblieben. Die Zahl der Wohnungssuchenden ist heute größer denn je, und die Mieten im sozialen Wohnungsbau liegen als Durchschnittsmiete u. U. bei 1,60 DM und als Einzelmiete ungünstigenfalls bei 1,80 DM. Für einen begrenzten Personenkreis wurden allerdings auch öffentlich geförderte Wohnungen mit einer Durchschnittsmiete von 1,20 DM gebaut. Hierbei konnte und kann allerdings die Einzelmiete nach Fertigstellung und Abrechnung des Gebäudes auch auf 1,45 DM steigen, was durchaus nicht selten vorkommen soll. Für diesen Personenkreis hat nunmehr das Land Nordrhein-Westfalen, allerdings etwas spät, doch nicht zu spät, vorgesehen, daß den Mietern sogenannte Mietbeihilfen gewährt werden. Die Bewilligungsbehörden für die öffentlichen Mittel bewilligen und gewähren auf Antrag solche Beihilfen.

Persönliche Voraussetzungen

Wer folgende Bedingungen erfüllt, hat einen Anspruch auf Mietbeihilfen:

Alleinstehende mit einem Jahreseinkommen von nicht mehr als 2400,— DM.
Haushaltungen mit 2 Personen mit einem Gesamtfamilieneinkommen bis 3600,— DM jährlich und für jede weitere zum Haus-

halt gehörende Person je 1200,— DM dazu.

Diesen Personen sind kinderreiche Familien — sofern sie nicht bereits Mietbeihilfen nach den „Bestimmungen über die Gewährung von Mietbeihilfen für kinderreiche Familien“ erhalten — sowie Schwerkriegsbeschädigte und Kriegerwitwen mit 2 und mehr Kindern gleichgestellt, wenn deren Jahreseinkommen nicht mehr als 9000,— DM und je 1200,— DM für jeden zur Familie Gehörenden beträgt. Schwerkriegsbeschädigte erhalten einen weiteren Freibetrag von 1200,— DM.

Wer durch das Sozialamt nach fürsorgerechtlichen Vorschriften unterstützt wird und wenn die Miete bei der Unterstützung berücksichtigt werden kann, hat keinen Anspruch. Der Anspruch ist auch dann nicht gegeben, wenn ein wichtiger Grund in der Person oder den Verhältnissen des ansonsten Berechtigten der Beihilfegewährung entgegensteht. Solche Gründe können u. U. darin liegen, daß beispielsweise jemand eine ihnen zumutbare Arbeitsaufnahme verweigert oder durch eigenes Verschulden in dauernde finanzielle Schwierigkeiten geraten ist oder seine Vermögensverhältnisse schuldhaft gröblich in Unordnung gebracht hat. Jeder, der glaubt, daß obiges zutrifft, der sollte einen Antrag stellen, wenn noch folgende

sachliche Voraussetzungen

erfüllt sind. Die Wohnungen müssen mit öffentlichen Mitteln auf Grund der Bestimmungen des II. Wohnungsbaugesetzes, also nach dem 1. 1. 1957, gefördert und ausdrücklich den „Wohnungssuchenden mit geringem Einkommen“ vorbehalten worden sein. In den meisten Fällen wird der Mieter jedoch nicht wissen, ob seine Wohnung diese Voraussetzungen erfüllt. Der Mieter mag sich bei sei-

nem Vermieter darüber erkundigen; es steht ausdrücklich im Bewilligungsbescheid über die zum Aufkauf gewährten Mittel. Ist er mit dem Vermieter verstritten, was nicht selten vorkommen soll, oder kann er es aus sonstigen Gründen auf diesem Wege nicht erfahren, so gibt ihm die Bewilligungsbehörde, das ist das Stadtamt für Wohnungsbauförderung, gern darüber Auskunft. Für ausschließlich gewerblich oder beruflich genutzte Räume gibt es selbstverständlich keine Mietbeihilfe.

Wer damit einverstanden ist, kann beantragen, daß die Beihilfe direkt an den Vermieter ausgezahlt wird. Bei der monatlichen Mietzahlung zieht er dann den auf den Monat entfallenden Teilbetrag ab.

Benötigte Wohnfläche und Miete

Bei der Berechnung der Mietbeihilfe wird eine bestimmte Wohnfläche zugrunde gelegt, also nicht die tatsächlich bewohnte Fläche, es sei denn, diese ist geringer.

Die benötigte Wohnfläche darf bei Alleinstehenden 26 qm,
bei Haushalten mit 2 Personen 45 qm,
bei 3 Personen 60 qm,
bei 4 Personen 75 qm,
bei 5 Personen 90 qm
und für jede weitere Person je 10 qm mehr nicht überschreiten.

Die genaue Wohnungsgröße steht ebenfalls im Bewilligungsbescheid über die Gewährung der öffentlichen Mittel und kann also vom Vermieter angegeben werden. Häufig sind Angaben darüber auch im Mietvertrag niedergelegt.

Die Höhe der auf die benötigte Wohnfläche oder, wenn diese höherliegt als die tatsächliche Wohnfläche, auf diese entfallende Miete ermittelt man durch Multiplikation mit dem Mietpreis für den Quadratmeter, der in der Regel zwischen 1,15 bis 1,30 DM liegt.

Tragbare Miete

Der Gesetzgeber mutet jedem Mieter je nach Einkommen einen in Prozenten ausgedrückten tragbaren Mietanteil zu. Um den zumutbaren Anteil zu ermitteln, muß das gesamte Familieneinkommen des der Antragstellung der Mietbeihilfe vorausgegangenen Kalenderjahres zusammenge-

zählt werden und ist danach durch die Zahl der zur Familie gehörenden Personen zu teilen. So erhält man die maßgebliche Kopfquote. Als tragbar werden angesehen bei einer Kopfquote

bis 600,— DM = 10%,
von über 600,— bis 800,— DM = 12%,
von über 800,— bis 1000,— DM = 14%,
von über 1000,— bis 1200,— DM = 16%,
von über 1200,— bis 1500,— DM = 18%
des Jahreseinkommens.

Für Haushalte mit 2 oder 3 Personen darf die Kopfquote über 1500,— DM hinausgehen, sie endet bei 1800,— DM. In Höhe der Differenz zwischen dem nach der Kopfquote nach Prozenten ermittelten Betrag des Gesamtjahreseinkommens der Familie und der nach der benötigten Wohnfläche betragenden Miete wird die Beihilfe gewährt.

Am Beispiel der berühmten Familie Müller sollen die obigen Ausführungen erläutert werden:

Familie Müller besteht aus 4 Personen. Es verdienen in dem der Antragstellung vorangegangenen Kalenderjahr

der Vater	4000,— DM
die Mutter	—,— DM
Sohn Fritz	1200,— DM
Tochter Herta	800,— DM

Gesamtjahreseinkommen 6000,— DM

Die Kopfquote beträgt also 6000,— DM : 4 (Personen) = 1500,— DM. Wie aus obiger Tabelle ersichtlich, sind bei einer Kopfquote zwischen 1200,— bis 1500,— DM = 18% des Jahreseinkommens der tragbare eigene Anteil an der Miete, das sind 18% von 6000,— DM = 1080,— DM jährlich oder 90,— DM monatlich. Müllers bewohnen eine 80 qm große Wohnung. Die benötigte und die der Beihilfeberechnung zugrunde liegende Wohnfläche darf aber bei 4 Personen 75 qm nicht überschreiten. Je Quadratmeter Wohnfläche zahlt die Familie 1,30 DM. 75 qm x 1,30 DM = 97,50 DM. Die monatliche Beihilfe beträgt also 97,50 ./. 90,— DM tragbare Miete = 7,50 DM.

Beginn und Dauer der Beihilfe

Die Beihilfezahlung beginnt am 1. des Monats, in welchem die Wohnung bezogen wurde oder, wenn zu dem Zeitpunkt die Voraussetzungen noch nicht vorlagen,

mit dem 1. des Monats, in dem sie eingetreten sind. Zunächst wird die Beihilfe für 1 Jahr gewährt; die Gewährung verlängert sich um jeweils 1 weiteres Jahr, jedoch vorläufig nur bis zum 31. 3. 1961, wenn der Beihilfeberechtigte nachweist, daß die Voraussetzungen auch weiterhin bestehen.

Eigentümer von Familienheimen (Eigenheimen, Kleinsiedlungen), bei denen ansonsten sowohl die persönlichen als auch die sachlichen Voraussetzungen erfüllt sind, gehen zunächst noch leer aus. Ob auch für diesen Personenkreis gleiches oder ähnliches geschehen soll, steht noch nicht fest und bleibt, wie es der Gesetz-

geber ausdrückt, „späteren Entscheidungen vorbehalten“.

Wer im Antrag falsche Angaben macht oder sonstwie gegen die Bestimmungen verstößt, hat mit Entzug der Beihilfe zu rechnen und muß die zu Unrecht empfangene Mietbeihilfe zurückzahlen.

So erfreulich die Neuregelung für manche leistungsschwachen Mieter ist, um so bedauerlicher ist es, daß nicht auch die einkommensschwachen Mieter einbezogen wurden, die eine nach dem I. Wohnungsbaugesetz, also vor dem 1. 1. 1957 mit öffentlichen Mitteln geförderte Wohnung bewohnen und u. U. eine noch erheblich höhere Miete entrichten müssen.

Mann im Schienenwalzwerk

Gern hab ich Nachtschicht. Nachts ist alles weit,

wenn dämmernd mondbetaute Einsamkeit

der Halle Fensterwände schummrig malt.

Wenn schwer der heiße Block heranrollt, rotumstrahlt,

und brausendes Geknatter Funken sprüht, grell Zauberlicht um Bogenlampen blüht, spritzt brüllend Glut, wenn im Motoren-takt

des Kranes Greifwerk den Gefesselten packt

und ihn gelassen in die rollenden Rachen der starren, klobigen Kolosse zwingt, in denen er, knatternd, durch den Schlund der Drachen,

in immer engerer Rillen eingedrängt, sich reckt und streckt und dehnt und schuppig sirrt,

fortlaufend, schlangengleich, noch glüh, erstarrt,

metallisch klingt und glatter wird und hart,

zu einem Stahlstrich, einem mächtigen Span,

zu einer Schiene für die Eisenbahn.

Du meiner Arbeit lebenslange Weise.

Wie viele Meilen neugeborener Gleise hab ich, gewalzt und langgereckt gebogen, mit meiner Zange hinter mir gezogen.

Oft träumt' ich, ich säß selber im Expresß, im fremden Lande, fremd in dunkler Nacht.

Wie manche Fahrt hab ich, mir ausgedacht

auf meinen Schienen, die ich transportierte,

vom Erz, vom Block ins Ungewisse führte.

Wie oft hab ich die Werte überschlagen, die täglich rollen auf den Güterwagen. Manch Erdenwunder hab ich so gesehen vor meinen inneren Augen auferstehn.

Ich denk daran, wie im geheimen Fluß dies alles so geschehn und werden muß. Wie stark, wie schicksalsdunkel immerzu es über mich hinweg im steten Drange jahraus, jahrein vorbei vorüberfliehet.

Des Eisens Schrei ist meines Lebens Lied. Mein Werkzeug ist die schwere Doppelzange.

Wie heute Schicht ist, fängt es morgen an. Die glühe Schlange stößt, ich lauf voran. Die Latschen rauchen, nasse Handschuh' dampfen,

der Adjustage Reckgestelle stampfen.

Es schmettert rings um mich in den Maschinen.

Grell an die Mauern schlägt elektrisch Licht.

Vom Wagen wied'rum Blockglut hell aufbricht,

Fortschleppt der Laufkran Schienen, Schienen, Schienen. —

Zur Mitternachtspause steh ich gern allein

im Freien draußen unterm weiten Himmel.

Die Sterne seh ich dann, den Mondenschein.

Bei Nacht des Ruhrlands endlos Lichtgewimmel.

Mein Rücken lehnet sich an den Kamin, der strebt steilhoch, ich lehne mich an ihn. Er ist der Schlot des Walzwerks, breit gemauert,

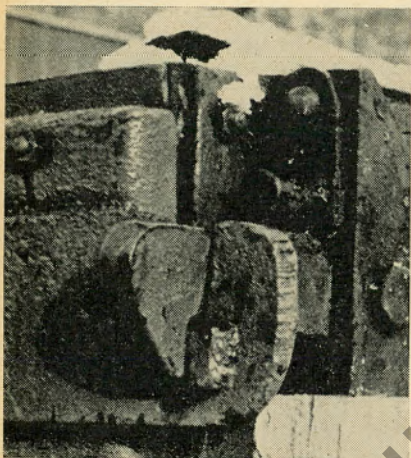
der, eisenfest, Jahrhunderte überdauert. Er ist der große Knecht der Zeit, der Qualmgigant.

Sein Rauch flaggt weit, weit über das deutsche Land.

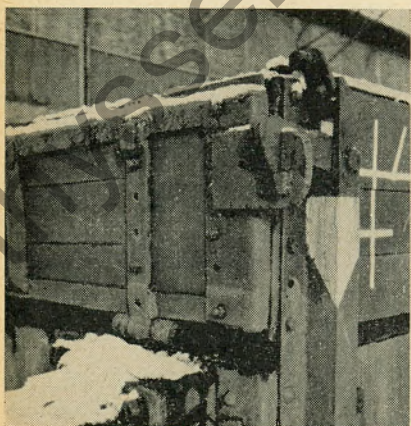
Otto Wohlgemuth

So soll man beladen!

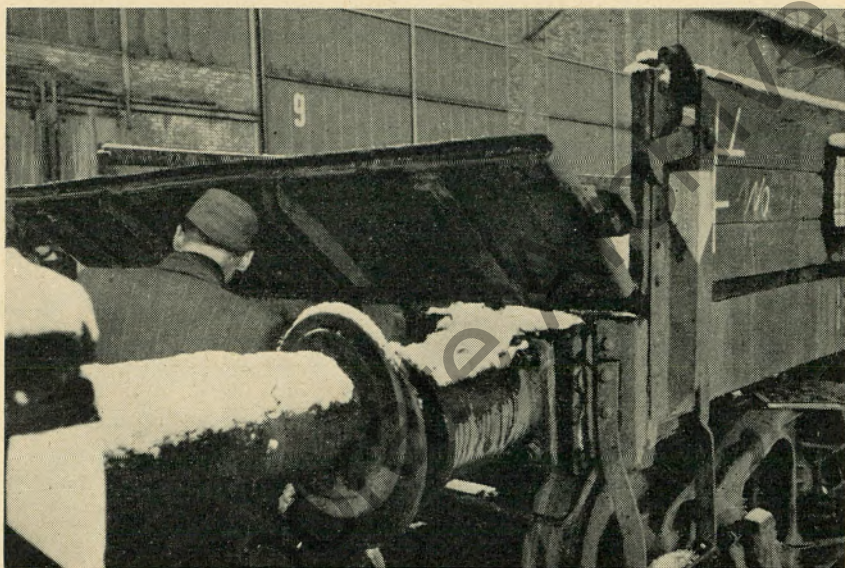
Die XXO-, SS- und S-Gruppe-Wagen besitzen teilweise klappbare Rungen bzw. herunterklappbare Stirnwände. Bei der Be- oder Entladung kann es daher zu einer Gefährdung des Ladepersonals oder auch der Rangierer kommen, sofern die Sicherungen gegen das Abklappen nach der Fertigstellung des Wagens nicht wieder ordnungsgemäß vorgelegt und angebracht werden. Einzelheiten sind aus nachstehenden Bildern ersichtlich.



Das Bild zeigt die Kopfklappe mit Sperrklinke und ordnungsgemäß vorgelegter Sicherungslasche.



Die Sicherungslasche ist nicht vorgelegt. Bei Rangierstößen springt die Klinke hoch und ...



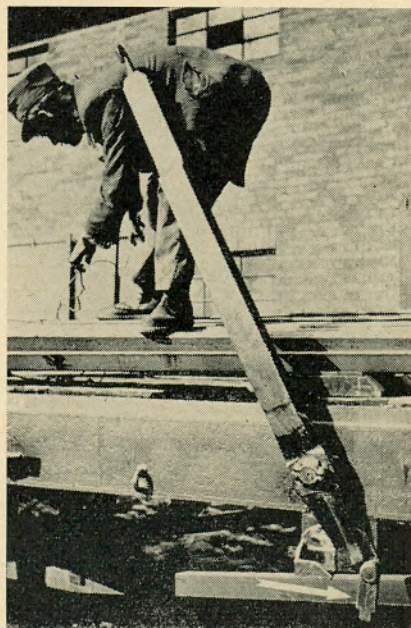
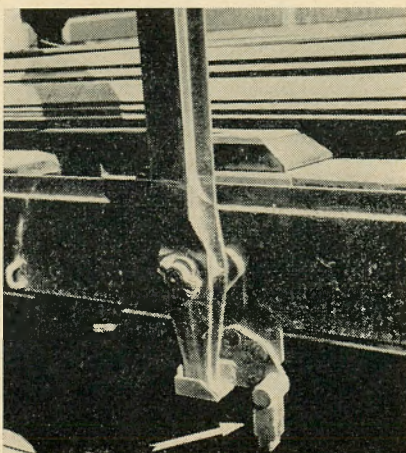
die Klappe fällt herunter.

Kopfklappen der XXO-Wagen

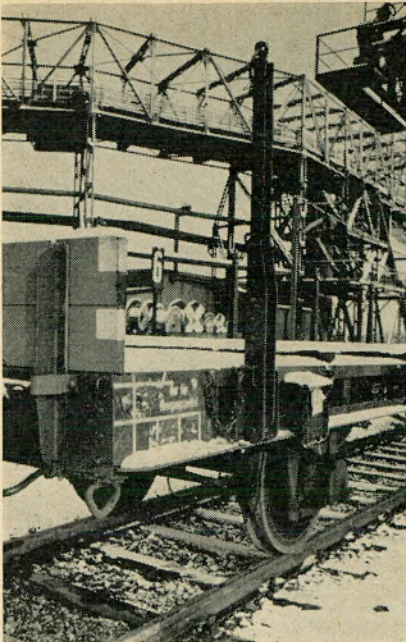
Die Kopfklappen der XXO-Wagen sind herunterklappbar. Sie werden durch eine Sperrklinke gehalten. Zur Sicherung gegen das Hochspringen derselben bei Rangierstößen befindet sich über der Klinke eine drehbare Lasche.

Klappungen am SSIma-Wagen

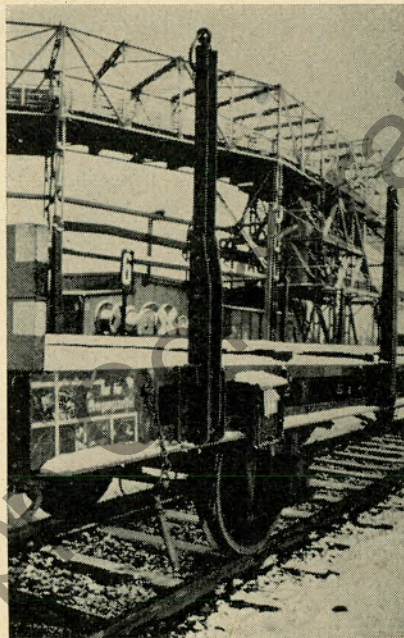
Die SSIma-Wagen besitzen teilweise Rungen, die in der Längsrichtung klappbar sind. Als



Feststellung dient der auf dem Bild deutlich sichtbar durch einen Pfeil gekennzeichnete Sperrhebel. Wird dieser nach dem Aufrichten der Klappe nicht sofort eingelegt, geht es wie auf dem zweiten Bild dargestellt. Neben Personenschäden ist auch ein Abrutschen der Ladung möglich.



Vorstehendes Bild zeigt die Runge mit Sicherungsbolzen.



Auf diesem Bild ist der Bolzen herausgezogen. Vorsicht! Gefahr! Bolzen nach dem Hochstellen der Runge sofort einstecken. Sonst geht es wie

Klappungen an S-Wagen

Die Klappungen der S-Wagen sind im Gegensatz zu denen der SSIma-Wagen seitlich abklappbar. Sie werden durch einen Sicherungsbolzen festgehalten.

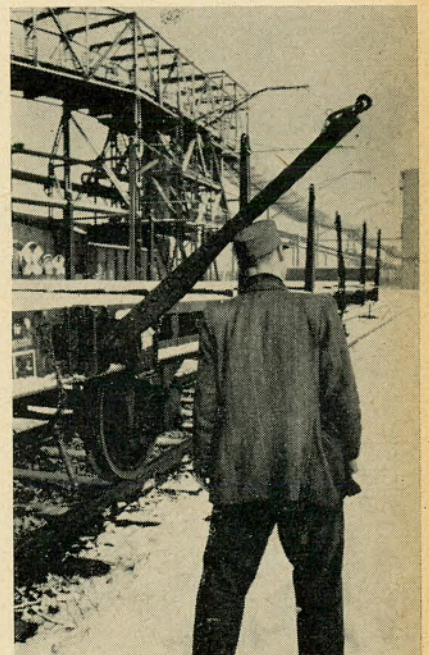
hier gezeigt. Die herunterschlagende Runge gefährdet jeden, der sich in Gleisnähe aufhält.

Die Bilder zeigen einige Gefahrenpunkte, durch deren Nichtbeachtung es bereits zu mehreren folgenschweren Unfällen gekommen ist. Wir richten daher an alle, die mit der Be- oder Entladung der genannten Wagen zu tun haben, die dringende Aufforderung, die Hinweise gewissenhaft zu beachten und auf diese Weise praktische Unfallverhütung zu betreiben. Hierzu gehört auch die sichere und die nach besonderen Ladevorschriften vorzunehmende Verladung.

Häufiger ist festzustellen, daß das Ladegut nicht ordnungsgemäß gebunden, nicht genügend verkeilt, nicht einwandfrei auf der Ladefläche verteilt ist oder beim Langmaterial keine gleichen Abstände von den Kopfwänden der Wagen zum Ladegut eingehalten werden. Solche u. ä. Mängel führen zwangsläufig während des Transportes zu Ladeverschiebungen, die schon beim üblichen Rangierbetrieb eintreten.

Deshalb ist eine gewissenhafte Feststellung des Ladegutes und eine ausreichende Verwendung von Querhölzern nicht zu umgehen. Das Aufsichtspersonal muß die Verladung überwachen und belehrend und aufklärend auf die Verloader einwirken.

— Wagner —



VATER spielt Eisenbahn

Viele unserer Belegschaftsmitglieder haben das gleiche Weihnachts-Hobby

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen“, die zum Spiel mit der elektrischen Eisenbahn als Hobby kamen? Die Zahl der heimlichen „Eisenbahn-Direktoren“ ist weder in einer Stadt noch in einer Belegschaft, wie wir sie haben, noch auch in einem einzelnen Betrieb genau festzustellen. Die meisten von denen, die man fragen könnte, bekennen sich nicht zu ihrem Hobby, weil sie der erreichten Entwicklungsstufe mit ihren Planungen immer um einen Schritt voraus sind. Die gerade im Umbau befindliche Anlage, meinen sie, kann sich nicht sehen lassen. Haben sie die höchste Stufe möglicher

technischer Vollendung erreicht, so wenden sie sich — gleichsam übersättigt — von ihrer eigenen Leistung ab, wollen sie los sein und fangen bei einer Spezialanlage und Bahnabart ganz wieder von vorne an. Sie sind also für uns auch nicht zu sprechen, eigentlich.

Es gibt zwei Haupttypen. Der eine baut jedes Jahr ein neues Brett, immer größer und raffinierter als das letzte. Der andere, der gerade eine Wohnung mit kleineren Räumen bezogen hat, steht vor der schicksalsschweren Frage, ob er sich zumuten kann, das große Brett zu verkleinern oder das Ganze abzustößen.

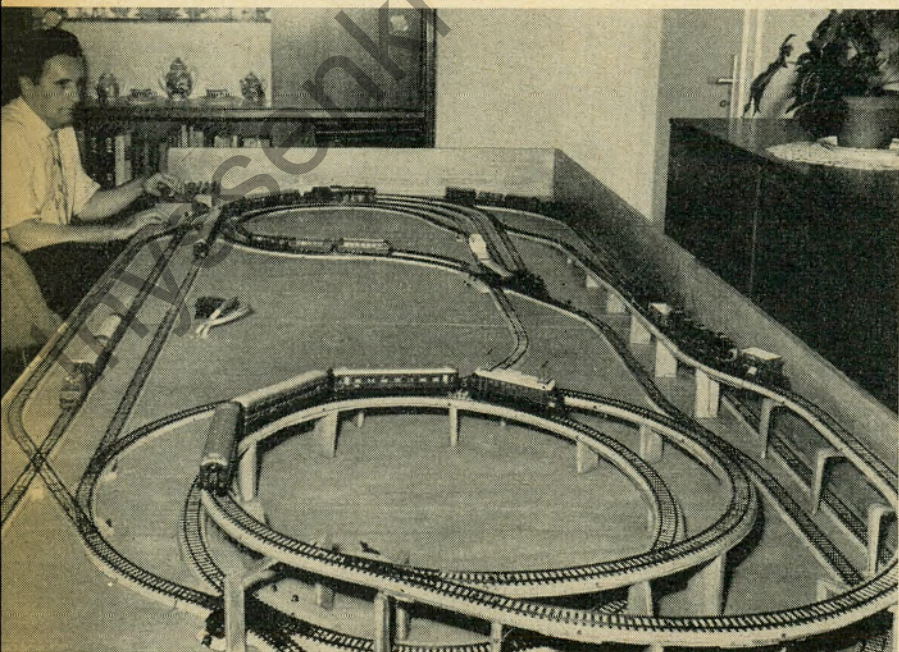
Gemeinsam ist allen, daß sie in ihrem Hobby vollkommen aufgehen, daß sie bei Planung, Vorbereitung, Studium von Schienen und Wagenprospekten, Entwürfen für Schaltanlagen, Doppelweichen, Brückenübergängen und unterirdischen Tunnels ihre Umwelt und damit ihre Sorgen um die Alltagsplakerei auf Stunden, auf Tage, auf Wochen, Monate und Jahre vergessen und glücklich sind. Am verschwiegsten und glühendsten diejenigen, die irgendeines Tages einmal „eine Schiene und einen Wagen“ und mit ihnen eine Fahrkarte besitzen ins Himmelreich der Zimmereisenbahn.

Gebirge, teilbar und abnehmbar

„Ob er wohl weiterspielt, wenn er geheiratet hat?“ sagten die Kollegen in der Physikalischen Abteilung der Versuchsanstalt, als sich Klaus Schlotter vor nicht allzu langer Zeit anschickte, in den Ehestand zu treten. Er spielte weiter! Zwar hatte er schon seine Erfahrungen mit Frauen und Eisenbahnen gemacht, böse und gute: Allerersten Anfängen war die eigene Schwester nicht wohl gesonnen; die über 70 Jahre alte Zimmerwirtin aber war Feuer und Flamme für das Hobby ihres Mieters und wollte „mitspielen“.

Das war damals noch das kleine Brett mit einem Zug, mit dem die meisten anfangen. Wenn die beiden 130×150-Platten, die normalerweise wandbettartig hinter einem Vorhang verborgen sind, in Schlotters Junggesellenzimmer aufgebockt stehen, würden sie, weil man nicht mehr an den Schrank kommen und eine Tür nicht mehr aufmachen kann, „ein Ärgernis“ bilden, wenn eben Frau Schlotter nicht auch gern Eisenbahn spielte.

Alle Voraussetzungen für das „kommende Gebirge“ sind geschaffen



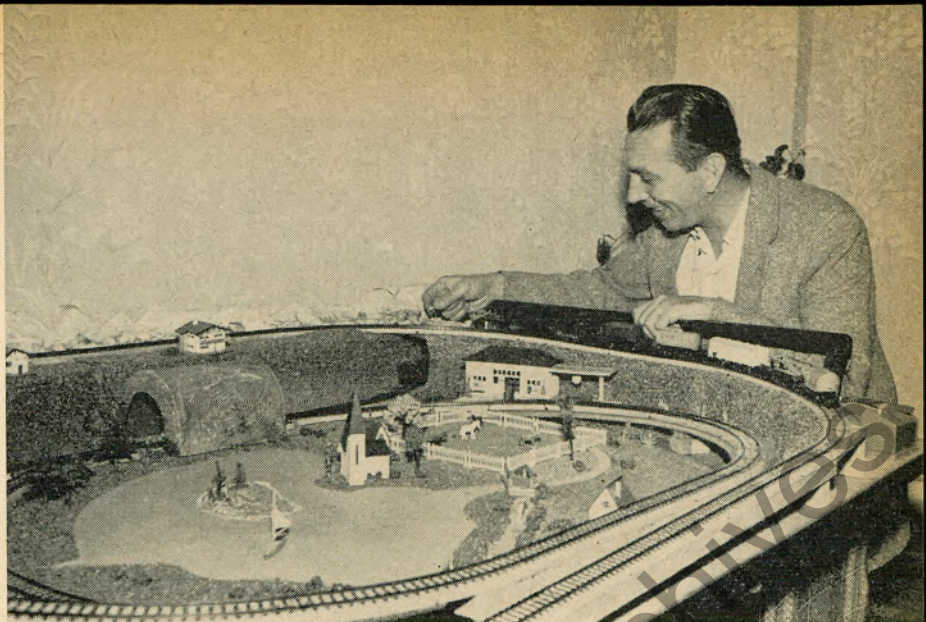
Man muß sich nur darüber einig sein, daß es „ein winterliches Hobby“ ist; dann läßt es sich mit anderen Liebhabereien in Einklang bringen. Die Gleisanlage ist ganz auf das „kommende Gebirge“ zugeschnitten, das „teilbar und abnehmbar“ über die gewundenen Steigungen hinweg konstruiert werden soll. Wie? „Das ist eine Glaubensfrage. Vorgestellte Gleisbilder, die meist nicht aufgehen, wenn Steigungen dazukommen, müssen in einem solchen Falle um so mehr durch Viertel- oder Drittelschienen ergänzt werden, und dann muß man sich entscheiden für Holzgerüst oder Drahtgitter. Man muß wissen, ob die Geländeformen auf dem Holzgerüst aus einem Drahtgitter oder aus verleimten Zeitungen entstehen sollen, ehe mit Leim und farbigen Sägespänen Wege, Äcker, Wiesen usw. dargestellt werden. Bäume, Sträucher und Gebirgsbäche sind kleine Fische.“

Das Herz der Anlage ist die Schalttafel, die man so nirgends kaufen kann. Selbstgebaut „hat sie es in sich“, und sie wird auch mit dem schwierigen Problem fertig, das sich ergibt, wenn einmal zwei Züge gemeinsam auf einem Abstellgleis abgestellt werden müssen. Die Gleise sind, um die sieben Züge vorwärts oder rückwärts zu dirigieren, in Blockstrecken eingeteilt. Selbstgebaute Signale helfen dabei, die Übersicht zu behalten. Die Oberleitung führt den Strom für die Zugbeleuchtung, damit sie — auch wenn der Zug steht — immer gleich hell ist.

Vor fünf Jahren stand „Eisenbahn-Direktor“ Schlotter vor dem Scheideweg der Fragen: „Soll ich viel hinstellen, damit ich viel anfangen kann? Soll ich mich auf schöne Modelle und technikgetreue Wiedergabe des Ganzen werfen?“ Er schlug beide Wege ein und setzte als Motto drüber: „Immer langsam voran.“

Familien-Hobby

ist die Eisenbahn bei Paul Herrmann. Der Familienrat, bestehend aus Vati, Mutti und Tochter Ursula (11), hat auch in der Zweizimmerwohnung einen genialen Platz für das 1×1,50-Brett gefunden: Wird es nicht gebraucht, schiebt man es zugedeckt unter die Betten, zum Spielen „liegt“ es auf der Couch. Das Brett entstand genau vor einem Jahr; sozusagen auf einen Wink des Weihnachtsmannes hin hat Vati es gebastelt. Auch die Herstellung des nackten Brettes macht viel Arbeit und erheischt manches Nachdenken, vor allem darüber, ob der Weihnachtsmann auch was drauf tun würde. Der Weihnachtsmann bediente sich der Mutti als Mittelsperson, und mit drei Wagen war der Anfang gemacht. Die Landschaft, bei einem Meter Breite bis



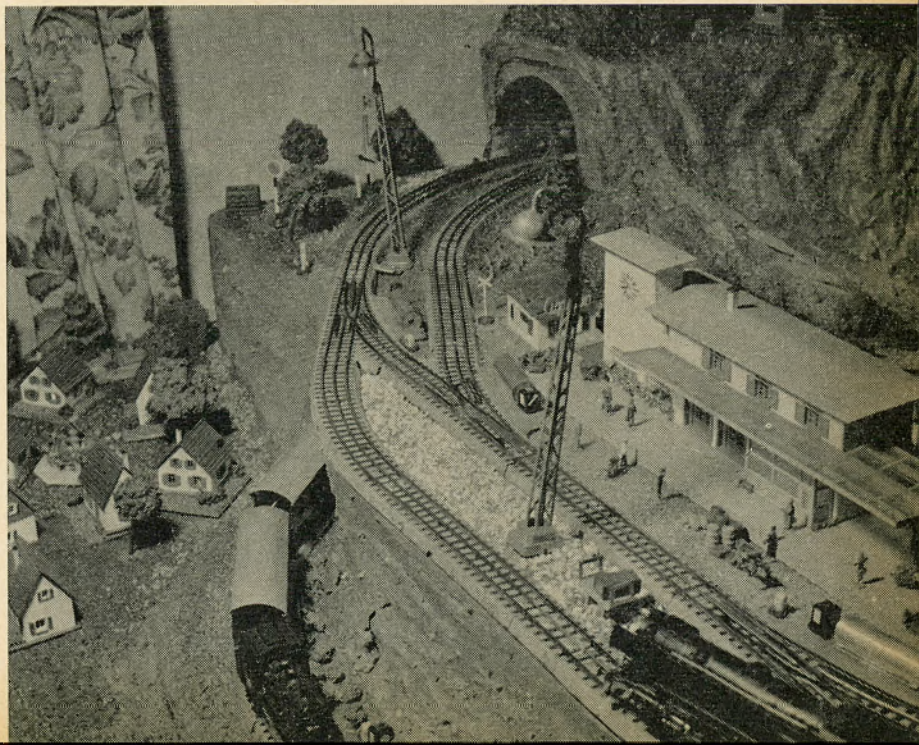
Hier erklimmt Paul Herrmanns Eisenbahn die Schneegipfel der Alpen

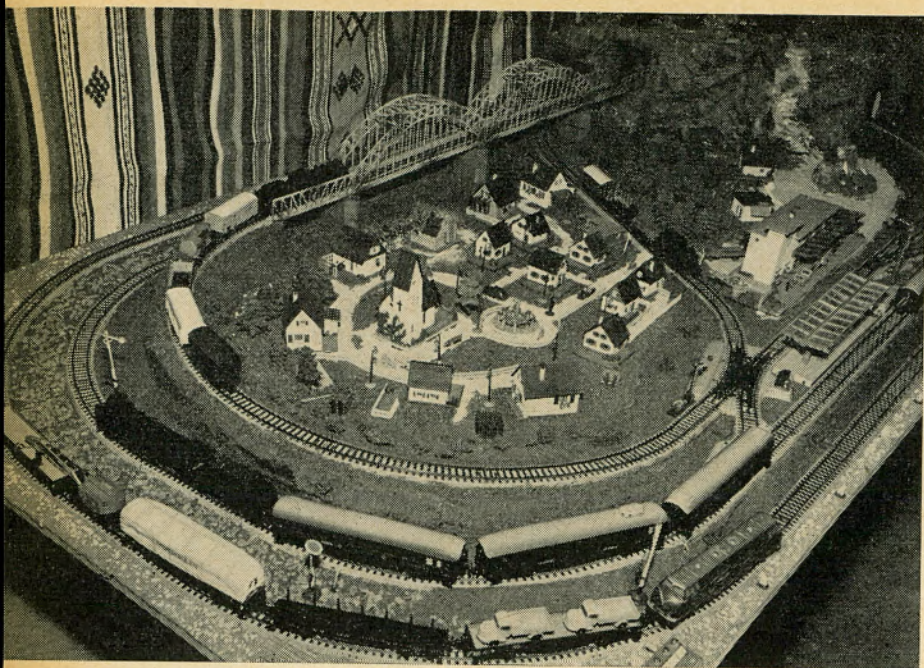
zur schneebedeckten Gipfelkette am Horizont ansteigend, wurde unter Verwendung von Holzstützen aus einem plastischen, sich erhärtenden Brei geformt und in wechselnden Schattierungen angemalt. Hoch oben auf den Almen äßen Gemsböcke. Das Hüttchen der Sennerin ist ebenso wie Kirche und Bauernhof im Tal, wie Bahnhof und Stellwerk beleuchtet, und sogar die Nachbarn gegenüber, von der anderen Seite der Schlosserstraße, finden, daß das viele kleine Geleucht den Raum gemütlich und warm mache, wenn Herrmanns in der Dämmerstunde spielen und die Gardinen noch nicht zugezogen haben.

Würde man alle zum Bahnkörper gehörenden Gebäude, alle Dörfer und Landhäuser fertig kaufen, so würde das ein Vermögen kosten. Man besorgt sie als „Bausatz“, sägt sie aus Zigarrenkisten und setzt sie zusammen, stülpt sie dann über das bunte Lämpchen, das jedes von ihnen so traulich macht.

Es hat lange gedauert, bis alles fertig war, aber: Ist Hetzen der Sinn eines Hobbys? Und „fertig“ ist es auch nicht. Um nicht gleich wieder ein neues Brett bauen zu müssen, ist dieses gleich von vornherein so angelegt worden, daß man es vergrößern, d. h. ein Brett dranhängen und überleiten, kann. Was Eisenbahn-

Aus dieser Anlage auf dem Brett vom vorigen Jahr ...





... entwickelte Herbert Seemeyer diese technisch vollendete Eisenbahnanlage

Direktor Vati und Eisenbahn-Direktorin Ursula als nächste Investition unbedingt brauchen, ist ein Lokomotivschuppen. Dem Weihnachtsmann ist über Mutti ein sehr deutlicher Wink gegeben worden. „Muß nicht vor einen Lokschuppen eine Drehscheibe?“ — „Sicher, das wäre pfundig!“ Das ist aber so ein Teil, das mit seinem Anschaffungspreis von etwa 45,— DM den Finanzierungsplan der Herrmann-Bahn gefährden würde, der unter dem Motto steht: „Geld soll sie möglichst nicht kosten.“ So muß Vati eben unter die Erfinder gehen. (Vielleicht springt noch ein Verbesserungsvorschlag dabei heraus!)

„Einen Hafen für amphibischen Verkehr wollte ich eigentlich einbauen“, sagte Herbert Seemeyer angesichts seiner Eisenbahnanlage, die, 250:100 groß, an baulicher Exaktheit und landschaftsarchitektonischer Schönheit ein Meisterstück darstellt, „aber Wasser in so unmittelbarer Nähe von vielen elektrischen Mikroanschlüssen, das dürfte doch ein bißchen gefährlich für häusliche Verhältnisse sein.“

Im Frühjahr 1957, als er für die Hannover-Messe den amphibischen Verkehr im Modell darstellte, konnte er mit anderen Maßen rechnen. Zu Hause läßt er den vom Gebirge herabstürzenden Wasserfall in einen blaugemalten Teich stürzen. Der Teich hat eine Insel, auf der Camping geübt wird — selbstverständlich in beleuchteten Zelten!

Das gewaltige Gebirgsmassiv „ist eine alte Kittelschürze, die in den Leimtopf gesteckt und — erkaltend — auf Tunnelbögen aufgesetzt wurde.“ Das klingt einfach, nicht? Beim Tunnelbau empfiehlt es sich, das Schienenbild vorher fix und fertig zu haben (siehe Klaus Schlotter) und den Tunnel so anzulegen, daß „nicht allzuviel Havarie drin passieren kann“. Auch eine „Hintertür“ zum Tunnel sollte da sein, für alle Fälle.

Wenn man einen Fehler gemacht hat, erkennt man ihn, wenn das Brett halb oder dreiviertel fertig ist. Macht nichts. Nächstes Jahr wird sowieso ein neues gebaut. Die Erfahrung wächst von Brett zu Brett ins Riesenhafte, und die vier „selbstgestrickten“ Trafos lassen sich versetzen oder um einen und noch einen ergänzen.

Wer sich mit klein- und feinmechanischen Feinassen auskennt, der schneidet sich für besonders knifflige Verkehrsknotenpunkte die Gleise selber, wenn er mit Viertel- und Achtelschienen nicht auskommt; und wer die Möglichkeiten des Eisenbahnverkehrs ebenso ermißt wie seine Grenzen, der kalkuliert auch auf einem so großen Brett äußerst vier Züge ein. Dann allerdings stimmt er die Kraft der „unheimlich schnellen kleinen Maschinen“ genau ab mit den Leistungen der größeren, baut eine Doppelkreuzungsweiche genauso ein, daß Entgleisung oder Aufeinanderfahren unmöglich ist, weil ein Zug, der oben eine bestimmte Stelle er-

reicht hat, den anderen automatisch stoppt.

Wenn man sieben oder acht Jahre an Planung, Bau und Ausgestaltung einer solchen Anlage gesetzt und mit seinem Mitbewohner und „Mit-Eisenbahn-Direktor“ so manche Nacht spielend verbracht hat, wenn man auch mit den Maßen an eine Grenze gekommen ist, die (der Hausgelegenheit wegen) nicht überschritten werden kann (die Eisenbahn ist genau in den schrägen Mansardenvorflur am oberen Ende der Treppe gepaßt), dann macht man es wie die Städtebaumeister, die Grundstückssorgen haben: Man erfindet einen ganz neuen Stil und baut in die Höhe.

Der Plan für die „Ein-Berg-Bahn“ sieht ein quadratisches Brett vor, auf dem sechs Züge bei jeder Runde eine Steigung nehmen sollen. Wir wollen mal sehen, wann wir die Hochkonstruktion unsern Lesern im Bilde vorführen können!

Es gibt — wie überall in der Welt — bei uns auf der Hütte Väter, die

dem ersehnten Jungen

zum ersten Geburtstage oder zum ersten Weihnachtsfest eine elektrische Eisenbahn schenken. Es soll vereinzelt auch junge Männer geben, die packen, wenn sie ein bestimmtes Alter und damit die Grenze von „des Lebens Ernst“ erreicht haben, ihre Eisenbahn erstmal ein mit der Absicht, sie wieder hervorzuholen, wenn „der Junge“ (dessen Mutter noch nicht einmal am Horizonte aufgetaucht ist!) damit spielen soll.

Der junge Vater aber steht einmalig da, der, kaum daß ihm unsere Telefonzentrale die glückliche Ankunft seines Stammhalters übermittelt hatte, atemlos in der Klinik erschien, die elektrische Eisenbahn für den Jungen unterm Arm! Er durfte sie dalassen, natürlich. In einem Hause, in dem Kinder zur Welt kommen, ist man von Vätern einiges gewöhnt. In diesem Falle gewöhnten sich die Mütter und die pflegenden Schwestern daran, abends die elektrische Eisenbahn durch den Flur schnurren zu hören und drei Ärzte in weißen Kitteln bäuchlings daneben ausgestreckt zu sehen.

Zum Abschluß eine Eisenbahngeschichte mit amerikanischen Ausmaßen, entlehnt aus „Reader's Digest“: Der Betrunkene war einige Male um den Platz gewankt und verschwand dann im Untergrundbahnhof. Eine halbe Stunde später kam er zwei Stationen weiter wieder ans Tageslicht und lief einem Freund in die Arme, der nach ihm gesucht hatte. „Wo, um Himmels willen, hast du denn die ganze Zeit gesteckt?“ — „Bei irgendwem im Keller“, erwiderte der Betrunkene, „die Eisenbahn hättest du sehen sollen, die der da hat!“





Glocken um Mitternacht

Erzählung von Gerd Thomassen

Steile Stufen wanden sich zum Glockenstuhl hinauf. Kein Wunder, daß der alte Harms schnaufte, wenn er oben ankam! Er hätte es viel bequemer haben können. Schon längst sollte ein elektrisches Läutewerk eingebaut werden. Aber Harms hatte sich hartnäckig

dagegen gestraubt. Seit seiner Kindheit war er gewohnt, an den Strängen zu ziehen. Er wollte nichts daran ändern lassen.

Zu jedem Läuten stieg er allerdings nicht mehr den hohen Turm hinauf, sondern nur

noch an Feiertagen. Sonst läutete Henner, der Glockenjunge.

In der Neujahrsnacht war es Harms jedesmal, wenn er den Turm bestieg, besonders feierlich zumute. Er zog sich schon lange, bevor es auf Mitternacht zuing, seinen Festtagsrock an. Sorgfältig büstete er ihn immer wieder ab. Kein Stäubchen durfte daran sein, wenn er die Stufen erklimmte, die Turmfenster öffnete und die Glocken weit ins Land hallen ließ.

Zu Weihnachten war es ihm diesmal allerdings recht schwergefallen, den Glockenstuhl zu erreichen. Oft hatte er stehenbleiben müssen. Ja, mitten im Turm war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, umzukehren und Henner nach oben zu schicken. Aber er hatte den Gedanken verschreckt, mit einer wütenden Armbewegung, so, als ob er ihn wegschubsen wollte. Dann war er hinaufgestiegen, schnell und mit kräftigen Schritten, die im Turm widerhallten, wie in alten Zeiten. Oben allerdings hatte er sein Herz schlagen hören, als ob es springen wollte. Er war zwar fest auf beiden Beinen stehengeblieben, aber er hatte an einem Balken Halt suchen müssen. Vor seinen Augen war es schwarz geworden. Daran lag es auch, daß er hinterher nicht mehr wußte, ob Henner, der Glockenjunge, wirklich plötzlich neben ihm aufgetaucht und schnell wieder weggeschuscht war, oder ob er sich das eingebildet hatte.

Beim Einläuten des neuen Jahres wollte Harms nicht wieder keuchend im Turmgestühl stehen. Langsam, Schritt für Schritt und mit kurzen Ruhepausen, wollte er hinaufsteigen. Das sagte sich Harms noch in der Wohnstube. Bedächtig griff er nach dem Schlüsselbrett. Da stockte ihm der Atem: Der Haken, an dem sonst der Schlüssel hing, war leer.

Harms stürzte ins Freie und hastete zum Turm hinüber. Vielleicht steckte der Schlüssel im Schloß. Nein, Harms tastete ins Leere. Vergebens rüttelte er an der Türe. Eine Unverschämtheit war das von Henner, sagte er sich. Gewiß war der Junge da oben und wollte selbst die Glocken läuten, ohne vorher zu fragen. Natürlich: ohne zu fragen, weil er genau wußte, welche Antwort er bekommen hätte. Schon wollte Harms etwas Wütendes hinaufrufen. Da glättete sich sein erregtes Gesicht. Wehmütig lächelte er vor sich hin: Der Junge hatte ja recht — Harms vernahm einen leisen Glockenton, so zart wie möglich angeschlagen. Ihn sollte niemand hören außer dem Alten, der wissen sollte: „Ich, der Junge, bin oben.“ — Leise ging Harms ins Haus zurück, öffnete das Fenster und lauschte in die Nacht. In diesem Augenblick begannen die Glocken zu läuten.



Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.
An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.
Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!
Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Joseph von Eichendorff



Das verlorene Weihnachtsgeld

Der Tag sank bereits in das Dämmern des Abends, als der Schlosser Willi Scheber als letzter seine Stechkarte in den Kartenkasten steckte und am Pfortnerfenster vorbei das Werk verließ.

Graupeliger Schnee klatschte ihm ins Gesicht, als er aus dem Windschatten des Fabrikgebäudes auf die offene Straße trat. Es hatte wieder zu frieren begonnen, und der von der blassen Sonne des Mittags aufgeweichte schmutziggroße Schneematsch zeigte die hart werdenden Ränder vieler Schuhabdrücke.

Vornübergebeugt, die Lippen zusammengepreßt, eilte er die Straße hinunter zur Haltestelle der Straßenbahn, und obgleich heute in der Fabrik die Weihnachtsgratifikation ausgegeben worden war, drohte ihm eine fremde Gewalt das Herz zusammenzupressen, die Angst vor dem Kommenden und die Ungewißheit, ob er diesem Kommenden widerstehen könnte, oder ob es ihn überwältigte.

Er war nach der langen Krankheit, die ihn und auch seine junge Ehe bedrohte, erst vor kurzem wieder zur Arbeit gegangen, und auch mit den Geldscheinen, die in der festlich mit einem Tannenzweig bemalten Tüte gelegen hatten, war die Not nicht gebannt, die in seine kleine Wohnung Einzug gehalten hatte. Ja, wenn er noch einmal den gleichen Betrag gehabt hätte, dann wäre es ihm möglich, die drängenden Schulden zu begleichen.

So glaubte der Mann wenigstens, als er vor sich — halb in den Schnee getreten — das weiße Etwas mit dem Tannenzweig sah, sich dann bückte, es aufnahm und sah, daß er eine zweite Weihnachtsgeldtüte in der Hand hielt.

Das ist die Rettung! durchfuhr es ihn, denn er spürte deutlich, daß sich etwas in der Tüte befand. Scheu blickte er sich um. Doch er war der letzte gewesen, niemand war mehr hinter ihm zu sehen. Diese Tüte war sein, wenn er nur ruhig blieb und seinen Fund

für sich behielt. Doch konnte er das tun? Ja, er mußte es tun!

Ein Mann tauchte vor ihm im stärker werdenden Schneetreiben auf. Willi kannte ihn gut. Er stand einige Reihen weiter an einer gleichen Werkbank wie er. Krampfhaft starrte er ihm entgegen. Hatte er...?

„Mensch, Willi, ich habe meine Tüte mit dem Weihnachtsgeld verloren. Hast du sie vielleicht...?“

Willis Hand fuhr zur Manteltasche, doch auf halbem Wege blieb sie wie angenietet mitten in der Luft hängen, und er schüttelte den Kopf.

„Nein!“ sagte er heiser. „Vielleicht hast du sie noch in deinem Werkzeugschrank?“

Doch das letzte Wort hörte der Verzweifelte schon nicht mehr. Wie gehetzt hastete er weiter, die Straße absuchend und alle die Worte der Bitte und des Flehens murmelnd, die mit einem Male so leicht, so selbstverständlich über die Lippen kamen. Ein plötzlicher Windstoß riß ihm den Hut vom Kopf, doch er achtete nicht darauf, sondern lief weiter.

Wieder griff etwas nach Willi. Er wußte, daß Karl Rogge — so hieß der Mann — das Geld ebenfalls gebrauchen konnte mit seinen drei Kindern. Aber er war in großer Not, und wenn es ein anderer gefunden hätte, der ihn nicht kannte, dann hätte er es auch nicht wiederbekommen. Dann riß er sich aus seinen Gedanken los und eilte weiter. Während Willi Scheber im Schutze einer Hausmauer stand und auf die Straßenbahn wartete, lag seine zur Faust geballte Hand wie ein Ring um den Fund. Er konnte das Geld nicht hergeben, denn es war — wie er meinte — seine einzige Chance. Er konnte nicht und er wollte auch nicht.

Aber es ist nicht deines, du bist ein Dieb, wenn du es nicht zurückgibst! hallte es gellend in ihm. Da kam die Bahn gerollt, und mit ihr auf gleicher Höhe lief Karl Rogge, erschöpft, ausgebrannt, verzweifelt.

So schnell er konnte, stieg Willi vorne ein. Nur nicht dem Blick dieses Mannes begegnen, diesem Schneidbrenner, der den Panzer, den er vor sein Herz gestellt hatte, vernichten würde. Die Schiebetür knallte ins Schloß. Die mit Wollfäustlingen geschützte Hand des Wagenführers bewegte den Hebel, und wie ein aufgezoogenes Spielzeug fuhr der Wagen an. Willi wandte sich ab und wischte mit seinem Handschuh eine schmale Lichtung in den Frostbeschlag der Scheibe und blickte hinaus. Er mußte vermeiden, dem Manne im Innern des Wagens in die Augen zu sehen. Kreischend bogen sie um eine Ecke. Der Stahl der Räder brachte den Stahl der Schienen zum Singen. Willis Hand krallte sich um die Haltestange, als wollte er sie für die Ewigkeit festhalten. Nur nicht weich werden, nicht schlappmachen! Aber es ist nicht deines! Ich brauche es! hämmerte es auf ihn ein.

Die Bahn fuhr jetzt die abschüssige Straße zum Bahnhof hinunter. Unten an der Haltestelle mußte er aussteigen, dann war alles klar. Verstohlen blickte er sich um und schaute gerade in Karl Rogges Augen. Sein Blick versuchte zu verharren, doch er hielt dem gequälten Ausdruck nicht stand und irrte ab. Dabei fühlte Willi schon, wie der verzweifelte Ausdruck im zerfurchten Gesicht des Mannes seinen Willen zu zerbröckeln begann. Willi Scheber wollte sich in die Geborgenheit der vielen Menschen auf der Plattform flüchten, doch es war mit einem Male, als ergriffe ihn eine Hand und führte ihn genau auf den Unglücklichen zu.

„Karl, ich habe es gefunden!“ sagte er und hielt ihm die zerknautschte Tüte hin. Und in dem alles erschütternden Übergang vom Schmerz zur Freude versanken alle schlechten Gedanken, die ihn überfallen hatten, als er die Tüte aufnahm. Es verschwand der ihn unablässig umflatternde Dämon, und zurück blieb eine solche Freude, daß er sich abwenden mußte.

Als er dann in völliger Dunkelheit heimging, hob er sein Gesicht gegen den dunklen Himmel wie ein Gefangener, der nach langer Haft wieder in die Freiheit blickt, wie ein lange im Dunkeln eingesperrter Mensch, der sich nun in der unbegreiflich hohen Freude des Lichtes sonnen durfte. Und als er seine Frau zur Begrüßung küßte, zog er sie ein wenig unbeholfen an sich und preßte dann erschüttert sein Gesicht in ihr Haar.

Franz Kurowski



Der Teufel saß im Zimmer



Viele Jahre sind seit jenem Heiligen Abend in meiner Kindheit vergangen, an dem ich ein merkwürdiges Erlebnis hatte, das bis heute in meiner Erinnerung lebendig geblieben ist.

Bei den Bewohnern des Dorfes, in dem wir unser Anwesen hatten, fand die Bescherung der Weihnachtsgaben nach alter Sitte erst am Weihnachtsmorgen statt. Daher herrschte in unserem Hause auch noch am Heiligen Abend ein reges Treiben.

Die Eltern und älteren Geschwister waren mit den letzten Vorbereitungen für das bevorstehende hohe Fest beschäftigt.

Es versteht sich von selbst, daß ich als Benjamin der Familie in diese keinen Einblick nehmen durfte und aus diesem Grunde von der Mutter bereits früher als sonst zu Bett gebracht worden war. Nun befand ich mich im Schlafzimmer meiner Eltern, das ich zu der Zeit noch mit ihnen teilte, und hatte dort Muße genug, noch über Wünsche und Erwartungen für die nahe Bescherung nachzusinnen. Solange alle meine Sinne auf die schönen Dinge gerichtet waren, die ich am nächsten Morgen unter dem geschmückten Tannenbaume vorzufinden hoffte, kam mir nicht der sonst so verhaßte Gedanke, allein zu sein in dem dunklen Raume mit der abgekleideten Zimmerecke, die mir schon immer ein Gefühl des Unbehagens eingefloßt hatte.

Es handelte sich hierbei um die Abschrägung einer Zimmerwand, vor die eine alttümliche Wäschtruhe gestellt war. Dieses so entstandene, auch am hellen Tage immer in Dunkelheit gehüllte kleine Verließ hatte ich in meiner kindlichen Phantasie schon immer für ein Domizil der bösen Geister gehalten.

Während mein Herz noch von der Vorfreude auf das kommende Ereignis erfüllt war, vermeinte ich plötzlich einen Laut neben mir vernommen zu haben.

Doch es mußte wohl eine Täuschung meiner Sinne gewesen sein; denn sosehr ich jetzt

auch mein Gehör anstrengte, nicht das geringste Geräusch war mehr zu vernehmen. Nun kroch es wieder an mir herauf, tastete langsam nach meinem Halse und drohte mich zu ersticken. Das Mißtrauen gegen meine Umgebung brachte mich in den Zustand höchster Erregung.

Was konnte ich tun, um aus dieser unerträglichen Situation herauszukommen?

Die Angehörigen herbeirufen wäre erfolglos geblieben, da uns drei andere Räume voneinander trennten. Soviel ich auch sann, ein erlösender Gedanke wollte mir nicht kommen.

War da nicht wieder der gleiche Laut wie vorhin?

Jetzt hatte ich meine Nerven nicht mehr in der Gewalt. Hatte ich es bisher ängstlich vermieden, einen Blick in die Richtung zu werfen, aus der ich den Laut gehört zu haben glaubte, so wurde mein Kopf jetzt mit magischer Kraft nach der betreffenden Seite herumgerissen.

Wer beschreibt aber mein Entsetzen in dem Augenblick, als mich aus der beschriebenen Ecke zwei stechende, hellfunkelnde Punkte anstarrten.

Das Oberbett über den Kopf ziehen war nun das Werk des Bruchteils einer Sekunde. Das Herz drohte mir vor Angst zu zerspringen, und die Schweißtropfen sprudelten in Strömen aus meinen Poren.

Dann habe auch ich es am eigenen Leibe erfahren müssen, daß uns in besonderen Lebenslagen Minuten wie Stunden und Stunden so lang wie Ewigkeiten dünken können.

Wie lange ich um Erlösung aus meiner Not gefleht hatte, bis ich endlich den mir so vertrauten Klang der nahenden Schritte meiner Mutter vernahm, vermag ich heute nicht mehr zu ermessen.

„Mutter“, kam es nun erlöst von meinen bebenden Lippen, und ein Strom von Tränen ergoß sich über meine glühenden Wangen, als ich jetzt wieder vorsichtig unter der Bett-

decke hervorlugend die Mutter mit der brennenden Petroleumlampe in der Hand, auf dem Antlitz ein frohes Lächeln den Schlafraum betreten sah.

Bestürzt über meine merkwürdige Gemütsverfassung, setzte sie sich auf den Rand meines Bettes und schloß mich beruhigend in ihre liebenden Arme.

„Was ist dir, mein Junge?“ forschte sie nun und strich dabei mit einer Hand über meine Stirn, ob etwa ein plötzliches Fieber die Ursache meines ungewöhnlichen Zustandes sein mochte.

„Ich habe ihn gesehen, dort, dort in der Ecke!“ erklärte ich hastig und wies mit der Hand in die betreffende Richtung, aus der mich die furchterregenden, glühenden Lichter angestarrt hatten. „Wen hast du gesehen, Kind?“ fragte sie nun neugierig und gespannt.

„Den Teufel, Mutter, ja, er war es gewiß!“ beteuerte ich aufgeregt und war fast ungehalten darüber, daß aus ihren Mienen ein Zweifel über meine Behauptung zu lesen war.



Sie versuchte mir nun einzureden, daß ich mich getäuscht haben müßte; nahm aber trotzdem die Lampe und leuchtete in den geheimnisvollen Ort.

Als sie sich jetzt wieder zu mir herumwandte, ertönte ein so herzhaftes Lachen aus ihrem Munde, wie ich es kaum jemals wieder in der gleichen Lautstärke von ihr gehört habe. Während sie sich nun anschickte, den Raum zu verlassen, sagte sie mit einem schalkhaften Ernst in der Stimme: „Jetzt, mein Junge, wollen wir dem Teufel da drinnen einmal gründlich einheizen, daß es ihm dort sicher zu heiß werden wird.“

Bald darauf kehrte sie mit einem Spazierstock in der Hand wieder zurück. Dann ließ sie diesen in dem Höllenpfuhle so lange hin und her tanzen, bis daraus ein furchtbares Fauchen und Gejaule zu vernehmen war.

Fast hätte ich Mitleid bekommen mit dem armen Teufel ob der enormen Tracht Prügel, die diesem verabreicht wurde.

Als dem Bösewicht der Aufenthalt in der Ecke genug verleidet war, schickte er sich an, einen gewaltigen Satz zu machen, und sprang schließlich an der Mutter vorbei, um schleunigst das Weite zu suchen. Meiner Aufmerksamkeit in diesem Augenblick habe ich es zu verdanken, daß mir seine wirkliche Gestalt nicht verborgen geblieben ist. Die täuschende Ähnlichkeit seines Äußeren mit dem unseres Katers war mir trotz seines übereilten Abganges nicht entgangen.

Damit war ich auch zu der Überzeugung gekommen, daß an diesem Heiligen Abend unser Kater in Wirklichkeit die undankbare Rolle des Höllensohnes gespielt hatte.

Für immer von einem Alpdruck befreit, lag ich alsdann meiner Mutter lachend in den Armen.

Wenn ich an späteren Abenden wieder einmal allein in dem gleichen, dunklen Raume weilte und mich aus der Finsternis wieder zwei helleuchtende Punkte ansahen, so hatten diese fortan nichts Furchterregendes mehr für mich an sich.

Sie erschienen mir vielmehr wie zwei kleine Laternen, die gesetzt waren, mir ein wenig Licht zu spenden in der Einsamkeit des Raumes.

Fritz Horn

Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Die Geschichte des gemütvollen Weihnachtsliedes

Erzählt von Hanns Paulsen

Hoch lag der Schnee im Salzburger Land. Es war am 24. Dezember 1818. Franz Xaver Gruber, der junge Lehrer von Arnsdorf, hatte die Kinder heute früh aus der Schulstube entlassen. Jubelnd und voll Vorfreude auf das Weihnachtsfest waren die Mädel und Buben hinaus in die Winterherrlichkeit gelaufen.

Es war Mittag geworden. Immer noch wirbelte das weiße Spiel der Flocken vor den Fenstern des Lehrerhauses. Frau Elise schaute lächelnd zu ihrem Mann hinüber. Der junge Lehrer hatte sich auf das Sofa gelegt. „Nur fünf Minuten“, hatte Franz Gruber gesagt. Jetzt schnarchte er schon eine geraume Weile. Sein dunkles Haar war verwirrt. „Wie ein großer Bub schaut er aus“, dachte die junge Frau lächelnd. Eifrig nähernd saß sie da, den zuweilen etwas schmerzenden Rücken wohligh an den Kachelofen gelehnt. Es waren winzig kleine Wäschestücke, Jäckchen und Hemdchen, an denen die Frau nähte. Wieder glitt ihr Blick über das schlafgerötete Gesicht des Mannes. An diesem Weihnachtsfest war sie noch allein mit dem großen Buben da, aber zum nächsten Christfest würde ein kleines Menschlein da sein, vielleicht auch so ein lustiger Bub wie sein Vater, der aus dem Innviertel stammte, wo der rote Wein und die lustigen Lieder daheim

waren. Der Lehrer Gruber hatte manche fröhliche Weise geschrieben, die gar nicht zu den Klängen passen mochte, die der Hilfsorganist Gruber am Sonntag der graulich verstimmten Orgel von St. Nicolai entlockte, der Pfarrkirche im benachbarten Oberndorf. Oh, er war ein guter Christ, der junge Lehrer, der seinem Herrgott aus vollem Herzen diente, wenn's auch manchmal gar dünn und schrill aus den alten Orgelpfeifen klang, aber ein geistlich Lied war' ihm nimmer aus der Notenfeder geflossen. Tanzlied aber machte der Franzl Gruber gar vortrefflich, zur Freude aller jungen Leute ringsum.

„Was ist?“ Franz Gruber fuhr schlaftrunken auf, als Frau Elise ihn an der Schulter rüttelte. „Zieh dein Jackerl an und kämm dich, du Faulpelz!“ drängte die junge Frau. „Der Pfarrer kommt.“

Ja, da kam er den Weg herauf zum Schulhaus. Joseph Mohr, Pfarrherr an St. Nicolai, stapfte eilig durch den Schnee und winkte der Lehrersfrau zu, die schon an der Türe stand.

„Grüß Gott, Frau Lehrerin!“ Fröhlich schwang der geistliche Herr seinen breitrandigen Hut, daß der Schnee von der Krempe stäubte. „Ist der Gruber daheim?“ Da stand er hinter seiner Elise, der junge

Lehrer, brav in dem Hausjankerl, und das Haar frisch mit Wasser gekämmt. „Es ist fertig“, schnaufte der Pfarrer und stampfte sich die Schneeklumpen von den Schuhen. „Nun kommt deine Arbeit, Gruber, ich geh' nimmer weg, eh du nicht die Melodie gefunden hast.“

„Wird schon werden, Herr Pfarrer, aber kommt erst einmal ins Haus! Hätt' nicht gedacht, daß ihr noch gekommen wärt. Ist doch schon arg nah dem Fest.“

Im Flur schon zog der Pfarrer die Blätter mit den Versen aus der Tasche, den Worten des neuen Weihnachtsliedes, zu dem Franz Gruber die Weise finden sollte. Erst einige Tage zuvor hatte der Pfarrer davon gesprochen, daß er die Liedverse schreiben wollte, aber Franz Gruber hatte gehofft, daß die Verse nimmer fertig werden würden, nicht in diesem Jahr, zum nächsten Christtag vielleicht, damit mehr Zeit für das Vertonen bliebe.

Dann saßen sie in der warmen Lehrerstube. Es gab einen heißen Eierwein für den durchkälteten Dichter im Priestergewand, und Franz Gruber hockte vor den Versen auf dem Sofa und wühlte sinnend in seinen Haaren, daß er bald wieder wie ein zerstrubelter Bub aussah.

Es waren schöne Verse, und sie gefielen dem jungen Lehrer, aber die Weise dazu wollte

und wollte ihm nicht einfallen, obwohl der Pfarrer ganz still im Lehnstuhl saß und seinen grübelnden Komponisten nicht störte. Frau Elise hatte sich heimlich davongemacht. Sie saß in der Küche und wartete, ob ihr Franzl den Herzenswunsch des Pfarrers erfüllen konnte.

Immer wieder las der Lehrer die frommen Worte, aber soviel er auch sann, kamen ihm doch nicht die Noten dazu. Daß sich die Melodie eines Tanzliedes in seinem Sinne immer wieder vordrängte, machte den jungen Lehrer noch verwirrter. Es war ein Lied, dessen Weise ihm einige Wochen zuvor eingefallen war, ein Lied vom Herzenswunschnachschatz, zu dem sich ein junger Bursch schleicht.

Es war wie verhext, die innig-frommen Worte des Pfarrers paßten im Anfang genau auf die Weise des Tanzliedchens, wenn man den Takt nur ein bisserl anders nahm.

Es war ganz still in der Stube. Dann und wann klappte der Deckel der pfarrherrlichen Schnupftabakdose, wenn Hochwürden zur Beruhigung eine kräftige Prise nahm. Der Lehrer hatte seine Gitarre genommen, klimperte darauf und summtte vor sich hin. „Ich hab's!“ sagte der Franzl Gruber plötzlich. Dann kratzte seine Feder auf dem Notenpapier. „Wurd' auch Zeit“, erwiderte der

Pfarrer aufatmend. „Die Mädchen vom Chor hab ich für sieben Uhr hierher bestellt.“ Ja, so sicher war der Pfarrer gewesen, daß ihn sein junger Freund nicht enttäuschen würde.

In der Christmette um Mitternacht erklang dann im kleinen Kirchlein von St. Nicolai zum erstenmal das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“. Der Pfarrer sang die Oberstimme, denn er hatte einen wohlklingenden Tenor. Der junge Lehrer aber sang die Baßstimme und spielte dazu auf der Gitarre, denn die Orgel hatte nicht gewollt. Die Chormädchen wiederholten bei jeder Strophe den Schlußvers.

In der Kirche rann manch Tränlein der Ergriffenheit in dieser Christnacht, und Frau Elise hing sich auf dem Heimweg fest an den Arm ihres Mannes. „Franzl, dein Lied wird man noch singen, wenn wir zwei längst nimmer sind“, flüsterte sie dabei.

So ist es gekommen. Das Lied ging hinaus in die Welt und erklingt überall, wo Menschen die Weihnacht feiern. Das alte Kirchlein von St. Nicolai wurde später von Hochwasserfluten hinweggespült, aber an ihrem Platz steht heute eine Gedächtniskapelle, deren bunte Glasfenster die Geschichte des schönsten unserer Weihnachtslieder erzählen.



Weihnacht

Die Welt wird kalt, die Welt wird stumm,
Der Wintertod geht schweigend um;
Er zieht das Leilach weiß und dicht
der Erde übers Angesicht —
Schlafe — schlafe.

Du breitgewölbte Erdenbrust,
Du Stätte aller Lebenslust,
Hast Duft genug im Lenz gesprüht,
Im Sommer heiß genug geglüht,
Nun komme ich, nun bist du mein,
Gefesselt nun im engen Schrein —
Schlafe — schlafe.

Die Winternacht hängt schwarz und schwer,
Ihr Mantel fegt die Erde leer,
Die Erde wird ein schweigend Grab,
Ein Ton geht zitternd auf und ab!
Sterben — sterben.

Da horch — im totenstillen Wald
Was für ein süßer Ton erschallt?
Da sich — in tiefer dunkler Nacht
Was für ein süßes Licht erwacht?

Als wie von Kinderlippen klingt's,
Von Ast zu Ast wie Flammen springt's,
Vom Himmel kommt's wie Engelsang,
Ein Flöten- und Schalmeeinklang:
Weihnacht! Weihnacht!

Und siehe — welch ein Wundertraum:
Es wird lebendig Baum an Baum,
Der Wald steht auf, der ganze Hain
Zieht wandelnd in die Stadt hinein;
Mit grünen Zweigen pocht es an:
„Tut auf, die sel'ge Zeit begann,
Weihnacht! Weihnacht!“

Da gehen Tür und Tore auf,
Da kommt der Kinder Jubelhauf,
Aus Türen und aus Fenstern bricht
Der Kerzen warmes Lebenslicht.
Bezwungen ist die tote Nacht,
Zum Leben ist die Lieb erwacht,
Der alte Gott blickt lächelnd drein,
Des laßt uns froh und fröhlich sein!
Weihnacht! — Weihnacht!

Ernst von Wildenbruch



Das Triptychon von den Heiligen Drei Königen

Den Tag vorher, als es Abend wurde, war in dem fallenden Schnee ein knarrendes Kirmeswägelchen, das ein alter Mann und ein Hund zogen, die Straße entlanggefahren, und hinter der Fensterscheibe hatte man das bleiche Gesicht einer schmalen, jungen Frau gewahrt, die schwanger war und große, betrübte Augen hatte.

Sie waren vorbeigezogen, und wer sie gesehen hatte, dachte nicht mehr darüber nach.

Am Tage darauf war Weihnachten, und die Luft stand glasklar gefroren, zartblau über der weiten, in einen weißen Pelz verummten Welt.

Und der lahme Hirt Suskewiet, der Aalfischer Pitjevogel mit seinem Kahlkopf und der trüfägige Bettler Schrobberbeeck gingen zu dritt die Höhe ab, als die Heiligen Drei Könige verkleidet.

Sie trugen mit sich einen Pappstern, der sich auf einer hölzernen Stange drehte, einen Strumpf, das gesammelte Geld darein zu bergen, und einen Doppelsack, um die Eßsachen hineinzustecken. Ihre armseligen Röcke hatten sie umgekehrt; der Hirt hatte einen hohen Hut auf, Schrobberbeeck trug eine Blumenkrone von der Prozession her auf dem Kopfe, und Pitjevogel, der den Stern drehte, hatte sein Gesicht mit Schuhwischse eingeschmiert.

Es war ein gutes Jahr gewesen mit einem fetten Herbst: Die Bauern hatten alle ein Schwein ins Pökelfaß gelegt und saßen, ihre Pfeife schmauchend, mit Speckbäuchen vor dem heißen Herd und warteten sorglos auf den Frühling.

Der Hirt Suskewiet kannte so schöne, fromme Lieder aus alten Zeiten, Pitjevogel verstand den Stern so gleichmäßig zu drehen, und der Bettler wußte so echte, traurige Bettleraugen zu ziehen, daß, als der Mond rot heraufkam, der Fuß des Strumpfes voller Geld saß und der Sack sich blähte wie ein Blasebalg. Es steckte Brot darin, Schinkenknocken, Äpfel, Birnen und Wurst.

Sie waren in fröhlichster Laune, stießen sich wechselseitig mit den Ellbogen und genossen bereits das Vergnügen, am Abend einmal ein ordentliches Glas „Vitriol“ in der „Wassernixe“ zu trinken und sich mit dem guten und leckeren Essen den leeren Bauch so zu runden und zu prallen, daß man einen Floh darauf würde zerquetschen können. Erst als die Bauern die Lampe ausdrehen und gähnend schlafen gingen, hörten sie mit ihrem Singen auf und begannen ihr Geld in dem hellen Mondenschein zu zählen.

Jungens, Jungens! Genever für eine volle Woche! Und dann konnten sie sich noch frisches Fleisch dazukaufen und Tabak!

Den Stern auf der Schulter, stapfte der schwarze Pitjevogel flink voraus; die beiden anderen folgten, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen.

Aber ihre rauhen Seelen überfiel nach und nach eine seltsame Bedrücktheit. Sie schwiegen. Kam das von all dem weißen Schnee, auf den der hohe Mond so starr und bleich guckte? Oder von den mächtigen, gespenstigen Schatten der Bäume? Oder von ihren eigenen Schatten? Oder von der Stille, dieser Stille von mondbeschienenem Schnee, in der nicht einmal eine Eule sich hören ließ und kein Hund nah oder fern bellte?

Dennoch waren sie, Schwärmer und Schweifer der abgelegenen Straßen, der einsamen Ufer und Felder, so leicht nicht einzuschüchtern. Sie hatten viel Wunderbares in ihrem Leben gesehen: Irrlichter, Spuk und sogar leibhaftige Gespenster. Aber nun war es etwas anderes, etwas wie die würgende Angst vor dem Nahen eines großen Glückes.

Es preßte ihnen das Herz zusammen. Der Bettler sagte mutig: „Ich bin nicht bange!“

„Ich auch nicht“, sagten die beiden anderen zu gleicher Zeit mit zitternden Kehlen. „Es ist Weihnachten heute“, tröstete Pitjevogel.

„Und dann wird Gott von neuem geboren“, fügte der Hirt kindlich-fromm hinzu.

„Ist es wahr, daß die Schafe dann mit dem Kopfe nach Osten stehn?“ fragte Schrobberbeeck.

„Ja, und dann singen und fliegen die Bienen.“ „Und dann könnt ihr mitten durchs Wasser sehen“, bestätigte Pitjevogel; „aber ich hab es niemals getan.“

Es war wieder diese Stille, die etwas anderes war als Stille, wie wenn eine fühlbare Seele im Mondenschein zitterte.

„Glaubt ihr, daß Gott nun wieder auf die Welt kommt?“ fragte ängstlich der Bettler und dachte dabei an seine Sünden.

„Ja“, sagte der Hirt, „aber wo, das weiß niemand... er kommt nur für eine Nacht“. Ihre harten Schatten liefen nun vor ihnen her, und das vermehrte noch ihre Furcht. Auf einmal merkten sie, daß sie sich verlaufen hatten. Schuld daran war der unendliche Schnee, der die gefrorenen Bäche, die Wege und das ganze Land überdeckt hatte. Sie blieben stehn und sahen sich um; überall Schnee und Mondenschein und hie und da Bäume, aber kein Hof, soweit man blickte, und auch die wohlbekannte Mühle war nirgends sichtbar. Sie hatten sich verirrt, und bei dem Mondenlicht sahen sie einer in des anderen Auge die Angst. „Laßt uns beten“, flehte Suskewiet, der Hirt, „dann kann uns nichts Böses begegnen“. Der Hirt und der Bettler murmelten ein Ave-Maria; Pitjevogel brummte nur so etwas vor sich hin, denn seit der ersten Kommunion hatte er das Beten verlernt. Sie gingen um ein Gebüsch herum, und da war es, daß Pitjevogel in der Ferne friedliches Abendlicht aus einem Fensterlein strahlen sah. Ohne ein Wort zu sagen, nur froh aufatmend, gingen sie darauf zu. Und da geschah etwas Wunderbares. Sie sahen und hörten es alle drei, aber keiner wagte davon zu sprechen. Sie hörten Bienen summen, und unter dem Schnee, da, wo die Gräben waren, schimmerte es so hell, als ob Lampen darunter brennten. Und an einer Reihe träumender Weiden stand ein lahmer Kirmeswagen, aus dessen Fenster Kerzenlicht kam.



Pitjevogel ging das Trepplein hinauf und klopfte an die Tür. Ein alter Mann mit einem harten Stoppelbart kam vertrauensvoll herbei und öffnete. Er wunderte sich gar nicht über die tollen Gewänder, den Stern und das schwarze Gesicht. „Wir kommen, um euch nach dem Weg zu fragen“, stotterte Pitjevogel. „Der Weg ist hier“, sagte der Mann, „kommt nur herein!“ Verwundert über diese Antwort, folgten sie gehorsam, und da sahen sie in der Ecke des kalten, leeren Wagens eine sehr junge Frau sitzen, in blauem Kapuzenmantel, die einem ganz kleinen, eben geborenen Kinde ihre fast leere Brust gab. Ein großer, gelber Hund lag daneben und hatte seinen treuen Kopf auf ihre mageren Knie gelegt. Ihre Augen träumten voller Trübsal; aber als sie die Männer sah, kam Freundschaft hinein und Zuneigung. Und siehe, auch das Kindlein, noch mit Flaum auf dem Kopfe und mit Augen wie kleine Spalte, lachte ihnen zu, und besonders hatte das schwarze Gesicht des Pitjevogel es ihm angetan. Schrobberbeeck sah den Hirten knien und seinen hohen Hut abnehmen; er kniete auch nieder, nahm seine Prozessionskrone vom Kopf und bereute plötzlich tief seine Sünden, deren er viele auf dem Gewissen hatte, und Tränen kamen in seine entzündeten Augen. Dann bog auch Pitjevogel das Knie. So saßen sie da, und süße Stimmen umklangen ihre Köpfe, und eine wundersame Seligkeit, größer als alle Lust, erfüllte sie. Und keiner wußte warum. Unterdessen versuchte der alte Mann, in dem eisernen Herdlein ein Feuer anzumachen. Pitjevogel, der sah, daß es nicht ging, fragte dienstfertig: „Darf ich euch helfen?“ „Es nützt doch nichts, es ist nasses Holz“, antwortete der Mann. „Aber habt ihr denn keine Kohlen?“ „Wir haben kein Geld“, sagte der Alte betrübt. „Aber was eßt ihr denn?“ fragte der Hirte. „Wir haben nichts zu essen“. Die Könige schauten verwirrt und voller Mitleid auf den alten Mann und die junge Frau, das Kind und den spindeldürren Hund. Dann sahen sie sich alle drei untereinander an. Ihre Gedanken waren eins, und siehe, der Strumpf mit dem Geld wurde ausgekehrt in den Schoß der Frau, der Sack mit den Eßsachen wurde geleert und alles, was darin war, auf ein wackliges Tischlein gelegt. Der Alte griff gierig nach dem Brot und gab der jungen Frau einen rosigen Apfel, den sie, bevor sie hineinbiß, vor den lachenden Augen ihres Kindes drehte. „Wir danken euch“, sagte der alte Mann, „Gott wird es euch lohnen!“ Und sie machten sich wieder auf den Weg,



den Weg, den sie kannten, wie von selbst in der Richtung auf die „Wassernixe“, doch der Strumpf steckte zusammengerollt in Suskewiets Tasche, und der Sack war leer. Sie hatten keinen Pfennig, kein Krümelchen mehr. „Wißt ihr eigentlich, warum wir alles diesen armen Menschen gegeben haben?“ fragte Pitjevogel. „Nein“, sagten die andern. „Ich auch nicht“, schloß Pitjevogel. Bald darauf sagte der Hirt: „Ich glaube, daß ich es weiß! Sollte dieses Kind nicht vielleicht Gott gewesen sein?“ „Was du nicht denkst!“ lachte der Aal-fischer; „Gott hat einen weißen Mantel an, mit goldenen Rändern besetzt, und hat einen Bart und hat eine Krone auf, wie in der Kirche“. „Er ist früher zur Weihnacht doch in einem Stall geboren“, behauptete der Hirt. „Ja, damals!“ sagte Pitjevogel, „doch das ist schon hundert Jahre her und noch viel länger“. „Aber warum haben wir denn alles weggegeben?“ „Ich zerbreche mir auch den Kopf darüber“, sagte der Bettler, dem der Magen knurrte. Und schweigend, mit Gaumen, die nach einem tüchtigen Schluck Genever und dick mit Senf bestrichenem Fleisch lechzten, kamen sie an der „Wassernixe“ vorbei, wo noch immer Licht brannte, gesungen und Harmonika gespielt wurde. Pitjevogel gab den Stern dem Hirten wieder, der ihn aufzubewahren pflegte, und ohne noch ein Wort zu sprechen, aber zufrieden in ihrem Herzen gingen sie am Kreuzweg auseinander, jeder zu seiner Lagerstätte. Der Hirt zu seinen Schafen, der Bettler unter eine Strohmiete und Pitjevogel in seine Dachkammer, in die der Schnee hineinwehte.

Felix Timmermans

Silvesterpunsch

Das alte Jahr ist bald verflossen,
aufs neue wird dann angestoßen
mit Bowle, Punsch, mit Sekt und Wein,
denn geistiges Getränk muß es sein.

Wie ehemals die Alten sangen,
so zwitschern heute schon die Jungen...
Doch diesem Punsche fehlt die Kraft.
Hier wird gemixt mit Apfelsaft!

Spielt auch der „Geist“ noch keine Rolle,
man braut das Tränklein wie der Olle.
Der sieht sich so genau kopiert
und hat vergnügt fotografiert

im alten Jahr noch diese Szene
als Auftakt für so manches schöne
Motiv, das der Silvester bringt,
wenn froh das „Prosit Neujahr“ klingt!

Amateuraufnahmen: Andreas Staff
Verse: Curt Baumgarten

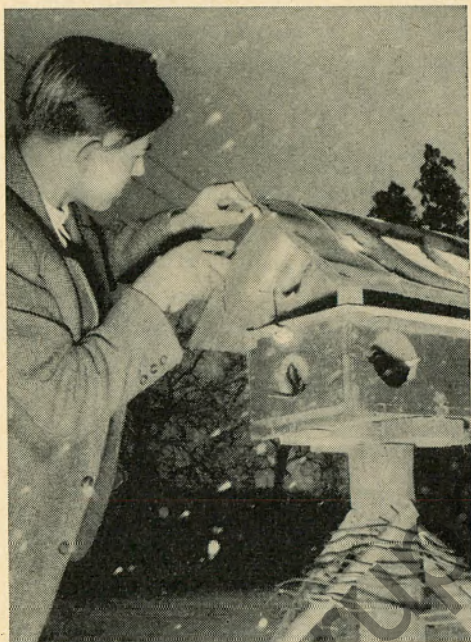


Hoch über den Tälern

sind die Berge mit dichtem Schnee bedeckt. Wer zu den Glücklichen zählt, die es sich leisten können, kehrt der Stadt für einige Tage den Rücken, um hoch oben die Schönheit der verschneiten Bergwelt zu genießen und sie mit der Kamera in der Hand zu erleben, damit die Erinnerung an die Tage im Gebirge auch für die Zeit erhalten bleibt, in der ihn wieder die Mauern der Städte umgeben

Für unsere gefiederten Freunde

hat Horst ein Futterhäuschen gebaut. Während er letzte Hand anlegt, knipst ihn der Freund mit Blitz und Kamera. Als eine kleine Meisterleistung kann dabei gelten, daß er die Stimmung des Winterabends und die niederschwebenden Schneeflocken einfing



FÜR UNSERE FOTOFREUNDE



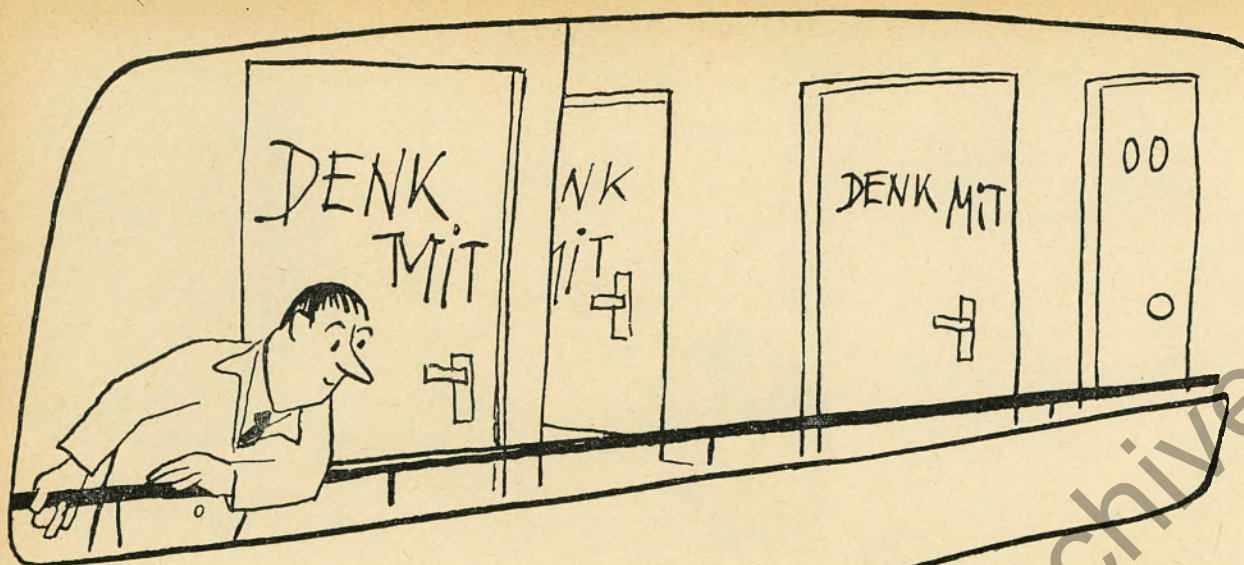
Lange kann es nicht mehr dauern —

auch im Detail sieht man es und da vielleicht sogar besonders deutlich: Der Frühling naht! Und also will es der Spaziergänger schwarz auf weiß haben! Liebevoll wählt er einen Ausschnitt der Haselhecke, nimmt ihn so recht ins Gegenlicht und knipst. Die schlanken, lichtschrimmernden Zweige und der morsche Schnee darunter malen ihm ein Bild der Hoffnung



Einen Schneemann wollen wir bauen —

riefen die Kinder und liefen in den Garten. Als der Vater einige Zeit später nach ihnen suchte, begegnete er dem weißen Gesellen, den er sogleich mit seiner Kamera im Bilde festhielt. Aus schwarzen Kohlenaugen blickte ihn der Schneemann an und beschwor Erinnerungen an die eigene Kindheit herauf



ÜBERALL

– in jedem Betrieb, bei jedem Pförtner, hängen unsere Briefkästen.

Ihnen kannst du deine Verbesserungsvorschläge anvertrauen, wenn du sie nicht persönlich abgeben willst.

Und die Anschrift: Dipl.-Ing. Sondermann, Profilwalzwerke.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Albert Bliese und Alfred Duscheck, Erzbrikettierung und Steinfabrik: Durch das Anbringen eines Siebes über dem Einfüllkübel des Eirich-Mischers wird jetzt verhindert, daß bei der Erzbrikettierung zu große Erzbrocken in den Mischer gelangen. Der Mischer ist sehr stark beansprucht und verursacht dementsprechend häufige Reparaturen. Durch das Aussieben der starken Brocken wird der Kollergang und Mischer jetzt stark geschont. Der Betrieb hofft, jetzt mit wesentlich weniger Reparaturen auszukommen.

Heinrich Bredner, Erzvorbereitung: Durch Anbringung einer zusätzlichen Öffnung der Rutsche im Boden des Kipperkellers der Erzvorbereitung ist jetzt eine bessere und schnellere Säuberung des Kellers möglich, d. h., diese Arbeit kann jetzt auch in kürzeren Betriebspausen erfolgen, ohne den Betrieb zu stören.

Hans Jürgen Volmer, Lehrwerkstatt: V., der noch Lehrling war, hat sich viel Gedanken gemacht, um zu verhindern, daß mit der wassergekühlten Elektroden-Punktschweißmaschine geschweißt wird, ohne daß die Wasserkühlung in Betrieb ist. Durch einen Druckzylinder, der mittels Kühlwasser in Tätigkeit tritt, wird erst der Hauptschalter für die Maschine freigegeben. Ebenso schaltet dieser Zylinder diese Maschine aus, wenn das Kühlwasser einmal ausbleiben sollte. Weitere zusätzliche kleine Schaltvorrichtungen erhöhen jetzt die Sicherheit der Maschine. Die Leistung des Lehrlings ist besonders anzuerkennen.

Rudi Rödel und Günther Lau, Hochofen Erzvorbereitung: Der Vorschlag über eine verbesserte Halterung der Feinerzsiebmatten ist an einer Duo-Siebmatte ausgeführt worden und hat sich bewährt. Es ist eine Tatsache, daß die Hölzer immer aufquellen und beim Ausbau der Siebmatten dann Schwierigkeiten machen. Wenn die Hölzer beschädigt werden, ist es weiter nicht schlimm, hingegen ist das Beschädigen der Siebmattenrahmen sehr schlecht. Darum sollen jetzt nur noch die vorgeschlagenen Leisten eingesetzt werden.

Hugo Kaethler, Maschinenabteilung Stahlwerk III: Der vorgeschlagene Vorratsbehälter für Hydrazin-Hydrat ist vom Betrieb bereits erstellt worden und hat sich gut bewährt. Jetzt besteht keine Gefahr mehr, daß die ätzende Flüssigkeit beim Umfallen umherspritzt und Hautverletzungen hervorrufen kann. Ebenso werden die Kleider geschont, was vorher nicht möglich war.

Jubilare Dezember 1958

40

ARENS, ANTON
Postbüro

URBANIAK, JOHANN
Thomaswerk

SCHAFER, HEINRICH
Mechanische Werkstätten

SZUBYN, ADOLF
Mechanische Werkstätten

BAMBERG, HEINRICH
Mechanische Werkstätten

BUTTNER, JAKOB
Hauptmagazin

CIERZNIAK, KASIMIR
Hochofen

PIEL, ERICH
Mechanische Werkstätten

NEUMANN, FRIEDRICH
Mechanische Werkstätten

HOFFMANN, FRIEDRICH
Bergbauausrüstung

KOSSOWSKI, JOSEF
Drahtverfeinerung

NADOLSKI, FELIX
Kaliberwalzwerke

KONOPATZKI, PAUL
Maschinenabteilung

WIEMANN, GEORG
Mechanische Werkstätten

POSSEKEL, KARL
SM-Stahlwerk

ZILLE, ARTUR
Elektrotechnische Abteilung

MANKA, LEO
Mechanische Werkstätten

LUTTERKORDT, WILHELM
Eisenbahnabteilung

WEINBECK, PAUL
Maschinenabteilung

ARNDT, FRANZ
Hochofen

VOGEL, ARTUR
Maschinenabteilung

PASS, WILHELM
Gehälterkasse

25

SCHWENDOWIUS, OTTO
Stahlwerk I/II

AUG, FRITZ
Thomaswerk

BRÄMER, EDUARD
Sozialwerkstätten

SCHWARZ, WILHELM
Maschinenabteilung

MÜLLER, LUDWIG
Eisenbahnabteilung

HELLMANN, HEINRICH
Maschinenabteilung

WEILER, JOHANNES
Phosphatfabrik

Verdienstvolle Mitarbeiter

August Schlüchtermann und Eduard Pecht, Mechan. Werkst. Hauptschlosserei: Durch die vorgeschlagenen neuen Dichtungstopfen für Sauerstoffdurchgangsventile, d. h. an Stelle von Hartgummi Perlon zu nehmen, hat sich die Bedienung der Ventile erleichtert. Sie brauchen nicht mehr so stark zugezogen zu werden, um dicht zu halten. Außerdem bleibt der Perlonstopfen länger haltbar, und die empfindlichen Gewinde des Ventils können nicht mehr verwürgt werden. Die Ersparnisse sind nicht unbedeutend.

Mathias Bonde, Hochofen: Der Vorschlag, Blechstützen an Stelle der Sandstützen in die Eisenabstichrinne einzusetzen, ist brauchbar, da bei richtigem Einsetzen nur wenig Sand zum Abdecken der Blechstütze gebraucht wird und vor allem das beschwerliche und manchmal gefährvolle Durchstoßen der bisher verwendeten Sanddämme entfällt.

Ernst Held, Walter Fröhling und Armand Weber, Versuchsanstalt: Durch die Hilfsvorrichtung an dem Druckmörser kann die Arbeit jetzt in wesentlich kürzerer Zeit erledigt werden. Es fällt jetzt das Hochheben des schweren Druckmörser fort, wodurch zusätzlich die Unfallgefahr vermindert wird.

Helmut Sommer, Martinwerk: Die vorgeschlagene Änderung des Tauchmeßgerätes hat sich im Betrieb sehr gut bewährt. Es wird jetzt erheblich viel Arbeit eingespart, weil die Rohre nicht mehr an einer Schweißstelle reißen. Das Rohr besteht aus V-2-A-Material und mußte bei jeder Reparatur um 40 qm gekürzt werden, was manche Unkosten verursachte. Dazu kommen die eingesparten Arbeitsstunden.

Kollege Hättich



Hättich meinen Platz erst aufgeräumt gehabt, wäre mir dieser dämliche Hammer nicht auf meinen Fuss gefallen!"





FRIEDRICH MEHLAU

Mit ihm beging ein alter Walzwerker sein goldenes Dienstjubiläum. Geboren am 8. Juli 1893, trat er im August 1907 in die Dienste unserer Hütte und war zunächst auf dem Labor als Probenträger tätig. „Dann ließ ich mir etwas den Wind um die Nase wehen und war fünfzehn Monate auf einem anderen Werk tätig, um mal etwas anderes zu sehen“. Am 2. Mai 1910 fing er als Türjunge am Ofen in unserem Blechwalzwerk an. „Damals betrug der Stundenlohn 10 Pfennig, eine Zehnstundenschicht erbrachte eine ganze Mark. An diese Löhne wird heute zu wenig gedacht, um die Wandlung verstehen und würdigen zu können, die die Arbeiterschaft gegenüber früher gegangen ist.“ September 1913 wurde Friedrich Mehlaul Soldat, zog als Aktiver in den Krieg und geriet in der Sommeschlacht 1916 an seinem Geburtstag in englische Gefangenschaft, in deren Folge er nach Schottland gebracht wurde, wo er bis November 1919 festgehalten wurde. Am 2. Dezember 1919 verfuhr er wieder seine erste Schicht im Blechwalzwerk, wo er bis 1943 blieb. Jetzt kam er als 1. Walzer zum Breitbandwalzwerk. In den letzten drei Jahren war er als Versandschreiber tätig.

Bei der Ehrung des Jubilars Mehlaul im Besprechungszimmer des Breitbandwalzwerkes überbrachten Arbeitsdirektor Berndsen die Grüße des Vorstandes und der stellvertretende Betriebsratsvorsitzende Helmut Latta die des Betriebsrates. Das stellvertretende Vorstandsmitglied Direktor Kettler rief die Erinnerung wach an viele Jahre gemeinsamer Tätigkeit im alten Blechwalzwerk, in denen der Jubilar seine stete Einsatzfreudigkeit und Zuverlässigkeit bewiesen habe. Betriebsdirektor Lorenz stellte die Beliebtheit heraus, die der Jubilar auch im Breitwalzwerk allseitig gehabt habe.

„Was soll ich mir schon für den Lebensabend wünschen“, sagte uns Friedrich Mehlaul. „Ich liebe das Spaziergehen, gute Bücher und hin und wieder ein Gläschen Schnaps. Dazu wird es wohl reichen.“

Und die möglichst langjährige Erfüllung dieser bescheidenen Wünsche sei unserem Friedrich Mehlaul von uns allen herzlich gegönnt.

Erschüttert stehen wir am Grabe unseres guten Freundes und Kollegen Gustav Schwentke, der am 23. November durch den Tod aus unseren Reihen gerissen wurde.

Geboren am 15. Juli 1898, trat er am 2. Juni 1920 in die Dienste unserer Hütte. Von Anbeginn an war er 1. Maschinist an Gebläsemaschinen in der Maschinenabteilung Hochofen.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch fanden sich einige alte Vertrauensmänner der Gewerkschaften und 1933 „abgelöste“ Betriebsratsmitglieder zusammen. Sie meldeten den Anspruch an, nun endlich mitzubestimmen, um mitverantworten zu können. Sie bildeten einen kommissarischen Betriebsrat; zu ihnen gehörte Gustav Schwentke. Nach der ersten ordentlichen Betriebsratswahl 1946 wurde Gustav Schwentke Betriebsratsvorsitzender. Das schwere, aufopferungsvolle Amt hatte er zehn Jahre lang inne. Bis zu seinem Tode blieb er Mitglied des geschäftsführenden Betriebsratsausschusses. Daneben war er seit September 1947 Mitglied des Aufsichtsrates der Hütte und mehrere Jahre Vorsitzender des Gemeinschaftsausschusses der Betriebsräte aller Hoesch-Unternehmen. In den letzten zwei Jahren erlitt er mehrere Schlaganfälle. Dem letzten hielt sein geschwächter Körper nicht mehr stand. Er weilt nun nicht mehr unter uns.

Wir können nur wiederholen, was wir anlässlich der Vollendung seines 60. Lebensjahres schrieben:

Wann und wo auch immer vom Aufbau der Westfalenhütte und ihrer technischen und sozialen Einrichtungen gesprochen werden mag — stets wird man auch von Gustav Schwentke sprechen müssen und mit ihm von allen, die in schwerster Zeit erste Hand anlegten, um das zerstörte Werk zu dem auf- und auszubauen, was es heute ist: eines der größten und das vielseitigste Hüttenwerk Westdeutschlands mit einem anerkannten internationalen Ruf. Laßt uns oft an Gustav Schwentke denken!



GUSTAV SCHWENTKE †

Der Betriebsrat gab Bericht

In der am 25. November stattgefundenen Belegschaftsversammlung gab Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer einen eingehenden Bericht über die Lage des Werkes und der Belegschaft.

Kollege Pfeiffer teilte einleitend die Umkonstituierung des geschäftsführenden Betriebsratsausschusses mit, die durch die Amtsniederlegung des bisherigen Betriebsratsvorsitzenden Wilhelm Steegmann, der die Leitung der Sozialabteilung übernommen hatte, erforderlich geworden war. Der Betriebsrat habe ihn zu seinem ersten Vorsitzenden und den Kollegen Latta zum zweiten Vorsitzenden des Betriebsrates gewählt. „Vom Vertrauen meiner Betriebsratskollegen getragen, nahm ich das schwere Amt als 1. Vorsitzender der Betriebsvertretung an, obwohl ich mir im klaren war, daß mir die augenblickliche Zeit schwere Aufgaben stellen würde. Seit 1945 hatten wir immer nur eine Steigerung der Produktion und damit eine bessere Ausgangsposition für lohn- und sozialpolitische Forderungen. Auch ich kann heute Unmögliches nicht möglich machen, auch ich kann nur mit Wasser kochen. Hinzu kommt, daß ich als Betriebsratsvorsitzender nur Sprecher des Betriebsrates bin, der allein in seiner Mehrheit das beschlußfassende Organ der Belegschaft ist. Ich bin mir aber auch darüber im klaren, daß zwangsläufig in einer Zeit des Auftragsrückganges eine Verschlechterung der Geschäftslage eintritt. Damit wird es für uns schwerer, Forderungen beim Vorstand durchzusetzen. Aber wir werden uns nach wie vor dafür einsetzen, daß die Belegschaft den gerechten Anteil am Sozialprodukt erhält.“

Wir bauten auf

„Als wir im Jahre 1945 nach Beendigung des unseligen Krieges“, so erklärte Kollege Pfeiffer weiter, „vor dem Trümmerhaufen unserer Arbeitsplätze standen, da glaubte keiner von uns, daß unsere Hütte jemals wieder voll produzieren könne. Wir wußten aber auch, daß es sinnlos ist, die Hände in den Schoß zu legen. Also mußten wir uns an die Arbeit machen, um Arbeitsplätze zu erhalten und neue zu schaffen für die Kollegen, die aus dem Kriege zurückkamen. Damals wurden von uns Verhandlungen mit den Offizieren der Siegermächte geführt zwecks Aufnahme der Produktion.“

1946 war es endlich soweit, daß die Produktion langsam wieder anließ. In dieser Zeit haben unsere Kollegen unter den schwersten Bedingungen ihr Leben gefristet. Ich denke an Ernährungsschwierigkeiten, Wohnungssorgen, schlechte Kleidung usw. Das waren doch unsere ständigen Begleiter bis zur Währungsreform im Juni 1948.

1947 war die Entflechtung der Konzerne. Da glaubten wir, daß nun alles besser würde durch die Besetzung des Vorstandes, durch einen Arbeitsdirektor und durch die pari-

tätische Besetzung der Aufsichtsräte. Mit neuer Tatkraft gingen wir ans Werk im Glauben, daß die Garantie gegeben sei, daß es niemals wieder vorkommen würde, daß irgendwelche Wirtschaftsrückschläge von den Schaffenden im Betrieb allein getragen werden müßten.

Der Aufbau ging mit Riesenschritten immer weiter, und zwar in einem Maße, das niemand, der das zerstörte Werk noch in Erinnerung hatte, für möglich gehalten hätte.

In der Zeit nach 1948 wurde das Werk modernisiert, ja, man kann mit Recht sagen: Das Werk wurde fast vollständig neu aufgebaut. Fast 1 Milliarde DM wurde in den letzten fünf Jahren investiert. Trotz unseres Glaubens und unserer Hoffnung, die wir damals in uns trugen, sind wir nunmehr zur Ernüchterung gekommen, denn wir sehen heute, daß bei der geringsten Konjunkturschwankung die Hauptlast auf dem Rücken der arbeitenden Menschen ausgetragen wird. Ich verweise hier auf Entlassungen, Kurzarbeit und verkürzte Arbeitszeit für den Arbeiter. Ich verweise aber auch auf das geringe Einkommen des Kollegen Angestellten, der bei gleicher, ja sogar bei höherer Arbeitsleistung einen Einkommensverlust von durchschnittlich 10 Prozent hat. Dieses alles sollte Veranlassung geben, durch entgegenkommende Maßnahmen alles zu tun, um schnellstens wieder zu normalen Produktionsverhältnissen zu kommen und dadurch dem Arbeiter und Angestellten sein gewohntes Einkommen zu garantieren.

Arbeitszeitverkürzung

Es zeigt sich doch ganz klar, daß die heutigen technischen Entwicklungen eine Arbeitszeitverkürzung erfordern. Die Tarifpartner müßten also übereinkommen, die 40-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich einzuführen. Darüber hinaus ist es zur Sicherung der Arbeitsplätze dringend notwendig, daß die öffentliche Hand — ich denke vor allem an die Bundesregierung — Aufträge erteilt. Bei neuen Investitionen müßte der Kapitalmarkt benutzt werden. Die Preise auf dem Inlandmarkt sind zu senken.

Dieses sind nur Vorschläge von uns. Sie müßten aber beachtet werden, denn dadurch wäre es möglich, bessere Produktionsmöglichkeiten zu schaffen, und somit würde den Arbeitern und Angestellten vieles erspart bleiben.

Entlassungen

Als sich in den Monaten April/Mai dieses Jahres zeigte, daß die Hochkonjunktur zurückging, trat man an uns heran mit der Forderung, die Zustimmung zur Entlassung von 400 Arbeitskräften zu geben. Nach langen Verhandlungen mit der Werksleitung konnte sich der Betriebsrat der Notwendigkeit nicht mehr verschließen und gab die

Zustimmung. Aber das muß deutlich gesagt werden: Durch intensive Bemühungen der Betriebsräte in den einzelnen Betrieben ist es gelungen, daß von 400 zur Entlassung stehenden Kollegen nur 262 entlassen wurden.

Durch weiteres Absinken der Produktion, das durch Auftragsmangel bedingt war, trat der Vorstand im August 1958 erneut wegen Entlassungen an den Betriebsrat heran. Nach wochenlangen Verhandlungen mit dem Vorstand ist es dem Betriebsrat gelungen, nur da die Zustimmung zur Entlassung zu geben, wo unbedingt ein Überhang an Arbeitskräften festgestellt wurde. Der Vorstand sprach erst von 700, dann von 500, später von 400 Entlassungen. Der Betriebsrat stellte selbst Überprüfungen an und kam zu dem Ergebnis, daß tatsächlich Leute zu viel waren. Die weiteren Verhandlungen hatten das Ergebnis, daß dann nur 228 Mann gekündigt wurden. Wir hoffen, daß hiermit die Entlassungen abgeschlossen sind.

Die neue Pensionsordnung

Nach langen Verhandlungen mit dem Vorstand der Hoesch Werke AG und dem Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Unternehmen kam die neue Pensionsordnung vor den Aufsichtsrat. Hier wurde bis auf einen Punkt schnell eine Übereinstimmung erzielt. Es muß hierbei hervorgehoben werden, daß 16 oder 17 Änderungswünsche der Betriebsräte vorlagen, die bis auf die Werksrentenhöhe alle berücksichtigt wurden.

Der Entwurf sah 65 Prozent des Bruttoeinkommens, das sind 80 bis 82 Prozent des Nettoeinkommens, als Berechnungsgrundlage vor, d. h.: Der Kollege, der diese Höhe der Rente erreichen würde, bekäme als Werksrente je Jahr Werkzugehörigkeit 1,50 DM. Mit diesem Vorschlag waren die Betriebsräte und die Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat nicht einverstanden. Am Vorabend der Aufsichtsratssitzung waren die Verhandlungen als ergebnislos abgebrochen worden. Am nächsten Tag kam jedoch ein neuer Vorschlag zustande, der bei Kollegen mit einer Werkzugehörigkeit bis zu 30 Jahren eine Berechnungsgrundlage von 65 Prozent, bei einer Werkzugehörigkeit von über 30 Jahren eine Berechnungsgrundlage von 70 Prozent des Bruttoverdienstes vorsieht. Der Werkszuschuß beträgt für Kollegen bis zu 30 Jahren Werkzugehörigkeit = 1,50 DM, bei einer Werkzugehörigkeit von 31 bis 40 Jahren = 1,75 DM, bei einer Werkzugehörigkeit von über 40 Jahren = 2 DM als Mindestrente je Dienstjahr. So wurde es in der Sitzung beschlossen. Entscheidend ist, daß für Altrentner auf keinen Fall Verschlechterungen eintreten. Die Neuberechnung der Rentenfälle ist im Gange. Die Renten werden in Zukunft wie bei den Sozialrententrägern im voraus gezahlt, d. h., daß die Werksrentner Anfang Dezember die Rente für November und Dezember erhalten. Ergeben sich durch die Neuberechnung Nachzahlungen, so sollen diese Anfang Januar 1959 gezahlt werden.

Das Weihnachtsgeld

Im Einvernehmen mit dem Vorstand der Hoesch Werke AG und dem Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Unternehmen wird in diesem Jahr die Weihnachtsgütung in der Höhe des Vorjahres den Gesellschaften zur Verfügung gestellt. Außer dieser Weih-

nachtsgütung wird — wie es auch in diesem Jahr geschehen ist — nach der nächsten Hauptversammlung, die voraussichtlich Ende April 1959 stattfinden wird, eine Abschlußvergütung an alle Belegschaftsmitglieder gezahlt. Diese Vergütung richtet sich auf Grund der getroffenen Vereinbarung nach der Höhe der Dividende. Wenn diese wieder 8 Prozent wie im letzten Jahr beträgt, erhalten wir 24 Prozent eines Monatsverdienstes als Abschlußvergütung für das Geschäftsjahr 1957/58.

Vorstand und Betriebsrat waren sich einig, das Weihnachtsgeld wie in den vergangenen Jahren zu zahlen, und zwar 255 DM an alle über 18 Jahre alten Belegschaftsmitglieder. Erfreulich ist, daß wir auch in diesem Jahre die Rentner wieder in der gleichen Weise bedenken können; sie werden 110 DM Weihnachtsgeld erhalten. Insgesamt werden 3 734 980 DM Weihnachtsgeld an aktive Belegschaftsmitglieder und 330 770 DM an Rentner, Witwen und Waisen, insgesamt also 4 065 750 DM, ausbezahlt.

Die Weihnachtsfeiern für unsere Kinder werden am 23. Dezember um 9.30, 13.30 und 17 Uhr stattfinden. Die Städtischen Bühnen werden das Märchen „Stadt auf Stelzen“ zur Aufführung bringen.

Die rund 7500 Weihnachtstüten sind im Werte von etwa 5 DM bereits bei den Bäckereien bestellt worden. Alle weiblichen Belegschaftsmitglieder erhalten eine Geschenkpäckung. Den Schwerbeschädigten wird das bekannte Weihnachtspäckchen überreicht werden. Die 14jährigen Kinder, die letztmalig an der Weihnachtsfeier teilnehmen, erhalten ein Buch, die Lehr- und Anlernlinge ein Schreibetui.

Alles in allem gesehen, können wir mit Freude feststellen, daß in unserem Werk zu Weihnachten gegenüber den Vorjahren keine Einsparungen vorgenommen werden.

Unsere Wohnungen

Im letzten Vierteljahr konnte 288 Belegschaftsmitgliedern Wohnungen zugewiesen werden. Im Bau befinden sich 100 Wohnungen, und zwar 36 Wohnungen an der Westfalenburg, 56 Wohnungen in der Albertstraße und acht Wohnungen in der Bleichmärsch.

In der Planung und Vorbereitung befinden sich 83 Wohnungen.

Unser Krankenstand

Der Krankenstand liegt in den letzten Monaten nach Meldung der Betriebskrankenkasse bei 4 Prozent. Ob diese niedrige Zahl als erfreulich anzusehen ist, weiß ich nicht; denn es ist durchaus möglich, daß mancher Kollege eine Krankheit verschleppt, aus Sorge, er könnte durch sein Krankfeiern entlassen werden.

Für uns ist in diesem Zusammenhang nur eines wichtig: Nach der Verabschiedung des Gesetzes zur Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfalle, nach dem ein Lohnausgleich von 90 Prozent zu zahlen ist, wurden Stimmen laut, dieses würde vom Arbeiter ausgenutzt werden. Das stimmt nicht. Die Krankenkasse meldet in den letzten 10 Wochen einen Durchschnitt von 4,7 Prozent an Kranken, davon Arbeiter 4,8 Prozent, Angestellte 4 Prozent.

Die Unfallübersicht ergibt ein erfreuliches Bild. Je 1000 Mann Belegschaft verzeichnen wir 8 Unfälle. Was allerdings auffällt, das sind die Wegeunfälle von der Arbeit und zur Arbeit. Sie erreichen im Durchschnitt 13 Unfälle je Monat. Hier entsteht für uns alle die Pflicht, dem Unfallschutz mehr Aufmerksamkeit zu schenken und dadurch zu helfen, daß Unfälle vermieden werden und unsere Belegschaftsmitglieder vor Schaden bewahrt bleiben.

Unterstützungen

An Unterstützungen für in Not geratene Belegschaftsmitglieder wurden im August bei 75 Fällen 5300 DM, im September bei 110 Fällen 7031,40 DM und im Oktober bei 88 Fällen 5473,10 DM gezahlt.

Außerdem wurden im August bei 112 Kuren 11 200 DM, im September bei 92 Kuren 9200 DM und im Oktober bei 71 Kuren 7100 DM gezahlt. Insgesamt wurden also in diesen drei Monaten 45 304,50 DM Unterstützungen gezahlt.“

Arbeitsplätze blieben erhalten

„Wenn ich eingangs feststellen konnte“, so erklärte Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer, „daß es durch die rege Tätigkeit der Betriebsräte gelungen sei, daß von den zweimal zur Entlassung vorgesehenen je 400 Mann im Mai/Juni 138 Kollegen und im Oktober/November 172 Kollegen der Arbeitsplatz erhalten werden konnte, so ist das eine sehr erfreuliche Feststellung.

Augenblicklich arbeiten normal 6512 Mann = 52,5 v. H., es arbeiten eingeschränkt 4800 Mann = 38,7 v. H., es arbeiten kurz 1089 Mann = 8,8 v. H.

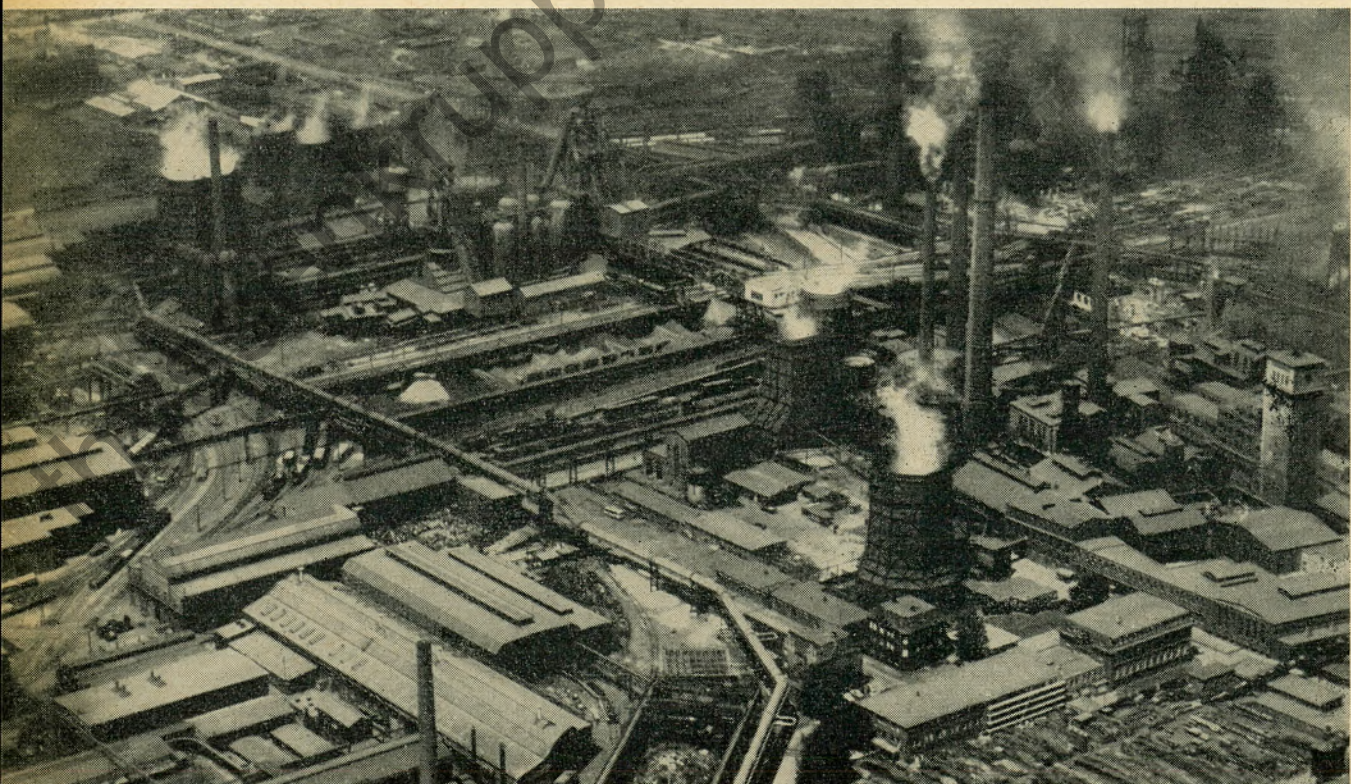
Dagegen hatten wir Mitte Oktober noch folgendes Bild: Es arbeiteten normal 5096 Mann = 40,3 v. H., es arbeiteten eingeschränkt 4685 Mann = 37 v. H., es arbeiteten kurz 2878 Mann = 22,7 v. H.

Es muß alles getan werden!

Die Regierung sollte es sich angelegen sein lassen, durch Wohnungs- und Straßenbauten, aber insbesondere durch Freigabe von Geldbeträgen für den Ausbau der Bundesbahn dazu beizutragen, daß die Lage bei Eisen und Stahl wieder normal würde. Die Opfer, die unsere Kollegen nunmehr seit einigen Monaten bringen, wären damit vorbei.

Weiterhin ergibt sich, daß wir gemäß Vereinbarung ab Januar 1959 die 44-Stunden-Woche mit vollem Lohnausgleich erhalten. Aber ist es nicht in einer Zeit des konjunkturellen Wirtschaftsrückganges unbedingt erforderlich, die Arbeitszeit weiterhin einzuschränken, und zwar auf 40 Stunden die Woche, natürlich mit vollem Lohnausgleich? So können wir die frei werdenden Beschäftigten auffangen. Darum meine Forderung: Es muß alles getan werden, um die Krise zu überwinden, und zwar dadurch, daß die Gewerkschaften und Unternehmer sich an einen Tisch setzen und es möglich machen, die 40-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich einzuführen.“

Betriebsratsvorsitzender Pfeiffer schloß seine Ausführungen mit dem Appell: „Unsere gemeinsame Aufgabe kann nur gelöst werden, wenn wir enger als bisher zusammenstehen. Deshalb rufe ich euch zu: Stärkt die Gewerkschaften und stärkt eure Betriebsräte, damit Not und Elend von unseren Belegschaftsmitgliedern genommen werden. Hierzu wünsche ich uns allen den besten Erfolg.“



Gewerkschaften und Miteigentum

Die Abteilung Wirtschaft des Deutschen Gewerkschaftsbundes arbeitet an einem Entwurf, dessen Grundlinien seit einigen Monaten intern diskutiert werden:

Die Arbeiter sollen an dem Vermögenszuwachs der Unternehmen beteiligt und damit indirekt Eigentümer werden. Die Hälfte des ermittelten Vermögenszuwachses soll zugunsten der Arbeitnehmer an einen Sozialkapitalfonds abgeführt werden. Zu diesen Leistungen haben nach dem Projekt alle Betriebe der gewerblichen Wirtschaft, der Banken, Versicherungen, des Handels und auch der Landwirtschaft ab einer bestimmten Größe beizusteuern, etwa bei einem Vermögen von 10 Millionen DM. Nur Eigenunternehmen der öffentlichen Hand, Genossenschaften und Stiftungen werden ausgeschlossen.

Der Sozialkapitalfonds

wird auf überbetrieblicher und regionaler Basis gebildet. Anteilseigner des Sozialkapitals würden alle Arbeitnehmer der Region. Sie erhalten Anteilscheine und entsprechend den Einnahmen des Sozialkapitalfonds eine Dividende oder eine sonstige Gewinnbeteiligung. Die Unternehmungen können ihre Verpflichtungen wahlweise in einer von drei Formen erfüllen: Sie können entweder den abzuführenden Teil des Vermögenszuwachses weiter im Betrieb lassen, damit ihre Kapitalbasis erweitern, müssen aber dann Aktien an den Sozialfonds übergeben, oder sie können dem Sozialfonds Schuldscheine ausstellen oder eine Barablösung leisten. Der Sozialkapitalfonds würde also Dividenden für die Aktien erhalten oder Zinsen aus den Schuldscheinen oder Erträge aus den irgendwie angelegten, ihm zugegangenen Barmitteln. Diese Grundkonzeption ist klar, wenn auch über Einzelheiten, wie zum Beispiel Ermittlung des Vermögenszuwachses, lange diskutiert werden könnte.

Dieser Vorschlag hat sich entwickelt aus der gegenwärtig in Deutschland sehr regen Diskussion über

Miteigentum der Arbeitnehmer,

Volksaktien, Belegschaftsaktien, Bekämpfung der Konzerne und kann zur Begründung entsprechende Argumente der Regierung, insbesondere des Bundeskanzlers, und auch des Unternehmertums anführen. Dem Bundeskanzler ist es bei seiner christlichen Überzeugung sehr ernst mit seinem Vorschlag, daß als Gegengewicht gegen die Konzerne, deren Entwicklung sich mindestens überwiegend aus technischen Notwendigkeiten erklärt, eine breite Schicht von Eigentümern entstehen muß. Die Regierung erwägt entsprechende Pläne. Die Aktie, die bisher kaum im gehobenen Mittelstand verbreitet ist, soll, unterstützt durch staatliche Maßnahmen, popularisiert werden. Große Unternehmen, wie Mannesmann und Farbwerke Höchst, haben Belegschaftsaktien ausgegeben und beachtliche Anfangserfolge gehabt. Nun kommen also die Gewerkschaften und greifen den Gedanken des Miteigentums auf. Zur Begründung weisen sie ferner darauf hin, daß der erhebliche Vermögenszuwachs bzw. die umfangreichen Investitionen zu einem ansehnlichen Teil nur durch Selbstfinanzierung ermöglicht werden und diese Selbstfinanzierung zu Lasten der Allgemeinheit geht. Sie bedeutet höhere Preise und geringere Steuereinnahmen.

Der Plan dürfte aber dennoch

auf starke Widerstände stoßen,

und zwar auch im Lager der Gewerkschaften. Vorläufig ist es noch nicht ein offizieller Plan. Er wurde zwar von der Zentrale des Deutschen Gewerkschaftsbundes und maßgeblichen Gewerkschaftswissenschaftlern, Prof. Gleitze und Dr. Büttner, ausgearbeitet, aber offiziell noch nicht akzeptiert. Schon die ersten Andeutungen haben eine heftige Opposition innerhalb der Gewerkschaften selbst hervorgerufen, denn dieses Projekt würde die Forderung nach Sozialisierung oder Überführung von Industrie in Gemeineigentum immer mehr in den Hintergrund treten lassen. Andererseits wird das Unternehmertum trotz seiner Befürwortung der Volks- und Belegschaftsaktie diesen Plan zweifellos bekämpfen, denn er läuft auf eine kalte Sozialisierung hinaus. Sehr schwierig wird die Stellungnahme der Regierung und der hinter ihr stehenden Partei, der Christlich-Demokratischen Union, sein. Der starke Einfluß des Arbeitnehmerflügels und auch des Mittelstandes innerhalb der CDU und der Regierung hat dazu beigetragen, daß die Regierung sich neuerdings stark für die Idee des Miteigentums und der Volksaktie eingesetzt hat. Von diesen Plänen bis zum Sozialkapitalfonds ist allerdings ein weiter Weg, so daß von Regierungsseite eine Ablehnung zu erwarten ist.

Auf dem Wege zu seiner Arbeitsstätte verunglückte tödlich unser Belegschaftsmitglied

Reinhold Kulawik

Maschinenabteilung Hochofen

Vorstand, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern seinen Tod und werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Unterhaltssicherung bei Wehrübungen

Der Bundesminister für Verteidigung hat durch einen Erlaß die Durchführung erster Wehrübungen für ehemalige Soldaten der früheren Wehrmacht angeordnet. Die Einberufung ist zunächst zahlen- und altersmäßig begrenzt. Die ersten Übungen begannen im Oktober/November 1958, die dann folgenden im ersten Quartal 1959. Die Einberufung erfolgt nur auf Grund einer freiwilligen Meldung für die Geburtsjahrgänge 1914 und jünger. Die freiwilligen Meldungen können nur ehemalige Offiziere und Unteroffiziere bei den örtlich zuständigen Kreiswehersatzämtern abgeben. Nur in Ausnahmefällen sollen auch gediente Mannschaftsdienstgrade der genannten Jahrgänge und ältere ehemalige Offiziere und Unteroffiziere berücksichtigt werden. Die Dauer der ersten Wehrübungen beträgt vier Wochen. Wehrübungen, die für Unteroffiziere und Mannschaften insgesamt höchstens neun, für Offiziere 18 Monate betragen, sollen im zeitlichen Abstand von zwei Jahren durchgeführt werden.

Während der Wehrübungen erhalten die Wehrpflichtigen Wehrsold. Er ist nach den Dienstgraden von 2,— DM bis 8,— DM je Tag gestaffelt. Das Unterhaltssicherungsgesetz legt für verheiratete Wehrpflichtige Leistungen fest, die den Familienangehörigen auf Antrag von den kreisfreien Städten oder Landkreisen gewährt werden. Die Leistungen werden nach dem monatlichen Durchschnitt des Nettoeinkommens bemessen. Sie sind steuerfrei. Die Höhe der allgemeinen Leistungen beträgt bis zu 75 Prozent des Nettoeinkommens und ist mit 820,— DM begrenzt.

Bezüglich der Erhaltung des Arbeitsplatzes genießen die zu Wehrübungen einberufenen Wehrpflichtigen den gleichen Schutz wie junge Wehrpflichtige, die zum einjährigen Grundwehrdienst eingezogen werden. Sie haben also Anspruch auf ihren Arbeitsplatz nach Ableistung ihrer Wehrübung.

Die Einberufungen erfolgen unter dem letzten Dienstgrad der früheren Wehr-

macht. Beförderungen nach der ersten Übung sind möglich. In der Regel werden sie jedoch erst nach Ableistung der zweiten Übung erfolgen.

Sonntags

*Der Tag war leis,
Der Arbeit Preis
War Ruhezeit.
Und Stille war,
Des Kreischens bar
Und endlos weit.*

*Der Kolben Schlag,
Der manchen Tag
Gepulst, ein Herz
Das zuckt und schlägt,
War unbewegt
Und nur noch Erz.*

*Und du warst Kind,
Und niederrinnt
Der Tag ins Nichts.
Aus Dunkel schafft
Der Ruhezeit Kraft
Stunden des Lichts.*

Franz Kurowski

Können wir mit der Überalterung fertig werden?

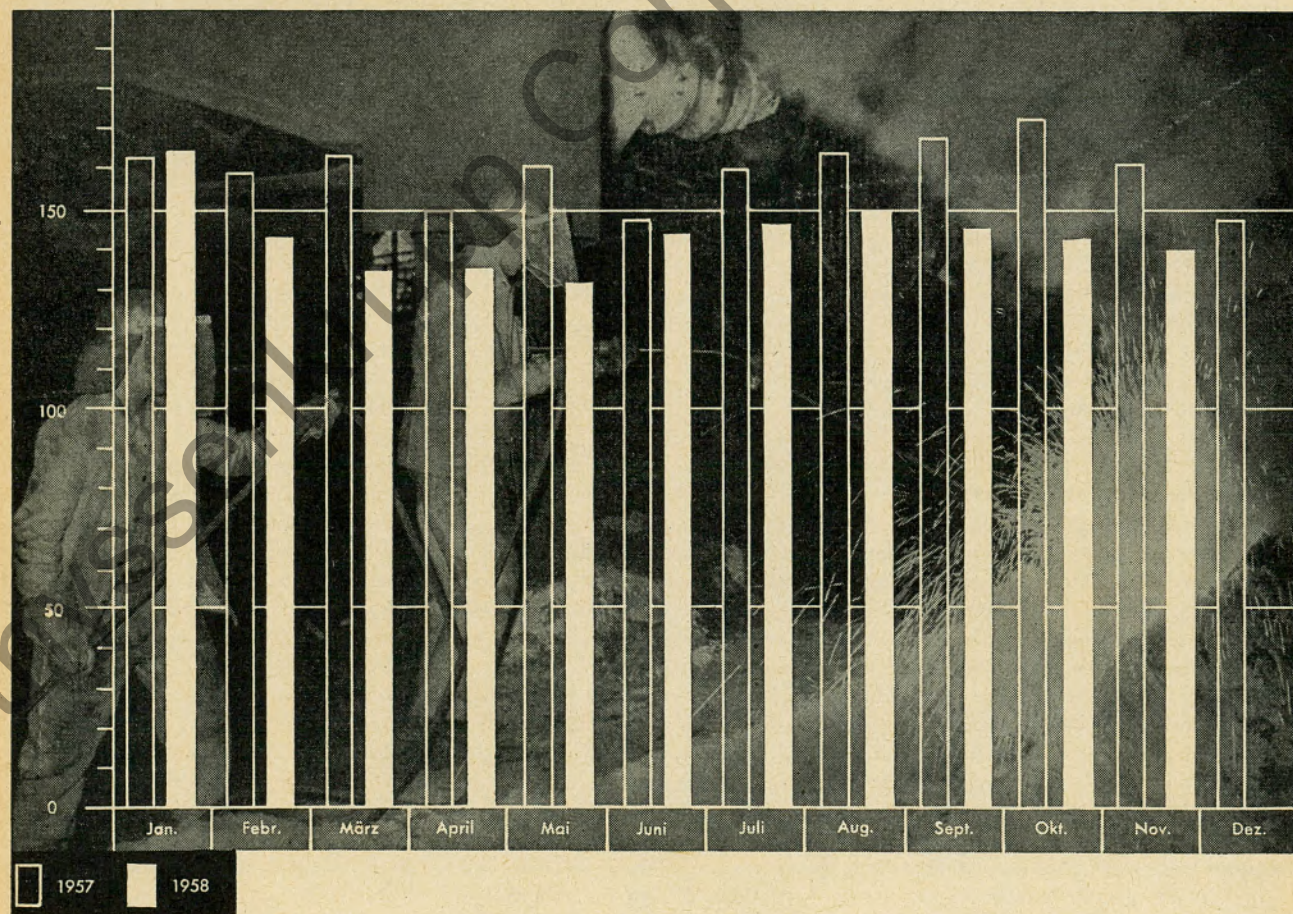
Da lasen wir in der „Rhein-Neckar-Zeitung“ interessante Darlegungen, die uns in mancher Hinsicht interessieren und denen wir entnehmen:

In den meisten europäischen Staaten vollzieht sich eine mehr oder weniger einschneidende Änderung im Altersaufbau der Bevölkerung. Die Schicht der alten, nicht-arbeitsfähigen Menschen nimmt unaufhaltsam zu. Durch die hohen Kriegsverluste sind diese Veränderungen im Bereiche der Bundesrepublik besonders deutlich ausgeprägt. Die deutsche Alterspyramide zeigte in der graphischen Darstellung noch vor etwa siebzig Jahren eine völlig symmetrische Form: unten die breiten Fundamente der jungen Jahrgänge und, auf ihnen aufbauend, nach oben schnell abnehmend, die Schicht der Älteren, die bei den Neunzigjährigen fast zu einer Spitze wurde. Sieht man die Bevölkerungsbilanz von heute oder gar die Vorausberechnungen der Bevölkerungspolitiker für die nächsten Jahre an, so stellt man fest, daß die Pyramide immer mehr zu einem stumpfen Kegel wird.

So geburtenstarke Jahrgänge wie in der Vergangenheit gibt es in den nächsten zwölf Jahren nicht mehr. Jener vom Kriege dezimierte Jahrgang 1915, dessen überlebende Angehörige bei Kriegsende dreißig Jahre alt waren, wird im Jahre 1960 an zahlenmäßiger Stärke bereits von den aus dem Arbeitsprozeß ausscheidenden Fünfundsechzigjährigen übertroffen werden. Schon heute ist der Jahrgang der achtundsechzigjährigen Männer in der Bundesrepublik ebenso stark wie der der noch arbeitenden vierzigjährigen.

Wenn die Statistiker recht behalten, wird im Jahre 1970 der Anteil der Menschen unter zwanzig Jahren an der Bevölkerung etwa 29 Prozent betragen. Im Jahre 1890 waren es noch 46,7 Prozent. In der gleichen Zeitspanne aber wird sich der Anteil der über Sechzigjährigen von 8 auf 19,1 Prozent erhöht und damit mehr als verdoppelt haben. Das heißt also, daß in etwa zwölf Jahren jeder fünfte Einwohner der Bundesrepublik älter als sechzig Jahre sein wird.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160 164 t

Nachkriegshöchsterzeugung Okt. 1957 = 175 330 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t

TECHNIK *und* PRODUKTION

Revolutionierung der Hüttenindustrie?

In den USA macht zur Zeit ein neues Verfahren zur Roheisengewinnung von sich reden, an dessen Entwicklung zur technischen Reife mehrere Stahlgroßunternehmen mit erheblichem Kapitaleinsatz arbeiten. Es handelt sich um die direkte Reduktion von Eisenerzen mit Wasserstoffgasen. Das Verfahren geht von zwei unerläßlichen Voraussetzungen aus: billigem Wasserstoff, durch Dampfspaltung von Erdgas oder durch Sauerstoff/Dampfspaltung von Raffineriegasen oder Heizölen gewonnen, und hochprozentigen Eisenerzen. Das Erz wird pulverförmig zermahlen, mit Heizgasen getrocknet und mit Wasserstoffgas unter hohem Druck in Fließbettreaktoren geblasen, die im wesentlichen den Fließbettkracktürmen der Großraffinerien entsprechen. In diesen Reaktoren wird nun auf über 500° C erhitzter, trockener Wasserstoff von unten eingeblasen, der die Reduktion des Erzes, den Sauerstoffentzug, unter Bildung von Wasserdampf bewirkt. Aus den umlaufenden Wasserstoffgasen wird das Wasser durch Kühlung entfernt. Auf der anderen Seite verläßt den Fließbettreaktor ein Eisenpulver, das durch Walzen und Brecher in Schwammeisen in stückiger Form verwandelt wird, das an Stelle von Roheisen aus Hochöfen oder Schrott ohne weiteres in Elektro- oder Siemens-Martin-Öfen verwendet werden kann. Sofern die Versorgung mit billigem Wasserstoffgas möglich ist, können jetzt Hüttenwerke auch in kohlefernen Gebieten aufgebaut werden. Als besonders aussichtsreich wird die Koppelung mit Raffinerien angesehen, weil solche Anlagen aus ihren Crack- und Reformieranlagen bereits Gase mit hohen Wasserstoffgehalten verfügbar machen können. Als besonders wichtig wird weiterhin die Tatsache angesehen, daß solche Anlagen nur rund die Hälfte der Kapitalkosten verursachen als Anlagen herkömmlicher Bauart. Wenngleich das Verfahren in der nächsten Zeit für Europa noch relativ geringe Bedeutung haben wird — Ausnahme Italien —, kann es doch beachtliche Verschiebungen im weltwirtschaftlichen Rahmen mit sich bringen, die auch auf die Koks-erzeugung des Bergbaus Rückwirkungen haben könnten („Bergbau und Wirtschaft“, Informationsblatt der IG Bergbau).

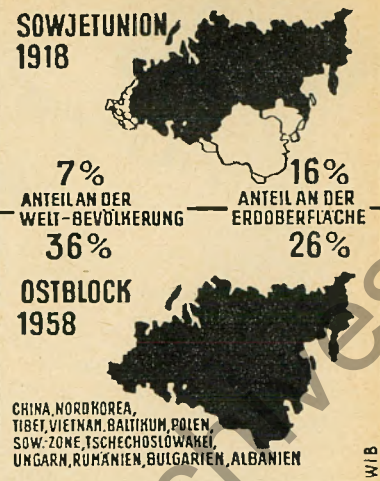
Verlangsamtes Wachstumstempo der Wirtschaft

Das Wachstumstempo der Wirtschaft hat sich erheblich verlangsamt. Belief sich der Zuwachs des Bruttosozialprodukts im zweiten Halbjahr 1957 noch auf über 7 Prozent und im ganzen Jahr 1957 auf fast 8 Prozent, so ging er in der ersten Hälfte dieses Jahres auf 6 Prozent zurück. Das ist auf den ersten Blick nicht viel und zeigt, daß die Wirtschaftskraft der Bundesrepublik — was fast alle Konjunkturberichte bestätigen — von der weltweiten Konjunkturdämpfung weniger als anderswo beeinträchtigt wurde, wenngleich das Erscheinungsbild auch bei uns zwiespältiger geworden ist. Die Zahlen erhalten aber ein anderes Gesicht, schaltet man die Preisveränderungen aus. Dann beläuft sich die reale Wachstumsrate im ersten Halbjahr 1958 auf nur noch etwa 2 Prozent. Mit anderen Worten: Das gesamtwirtschaftliche Preisniveau lag um etwa 4 Prozent über dem der gleichen Vorjahrszeit, wobei freilich die Preise im wesentlichen in der zweiten Hälfte des Jahres 1957 gestiegen sind, während sie sich seit Beginn dieses Jahres kaum noch verändert haben. Neben der insgesamt verlangsamten Wachstumsrate der Wirtschaft fällt vor allem der spürbare Rückgang der deutschen Exporte ins Gewicht. Im ersten Halbjahr 1957 belief sich die Zunahme des Exports noch auf rund 19 Prozent, im zweiten Halbjahr 1957 auf 14 Prozent. Dagegen betrug sie im ersten Halbjahr 1958 nur noch 2 Prozent. Manche Branchenkonjunktur kompensiert den Rückgang und bremst damit die Abschwächung. Die vorliegenden Daten lassen aber erkennen, daß vorerst nicht mehr mit einer nennenswerten verstärkten Expansion gerechnet werden kann.

Westliche Stahlindustrie überwiegend in Privathand

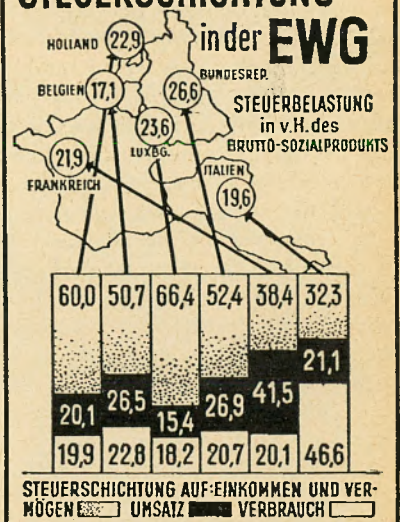
Nur 5% der gesamten Rohstahlerzeugung in der freien westlichen Welt kamen im Jahr 1957 aus verstaatlichten Werken. Zu diesem Ergebnis kommt eine von der „British Iron and Steel Federation“ durchgeführte Untersuchung über die Eigentumsverhältnisse in der Eisen- und Stahlindustrie der Welt. In einigen europäischen Ländern liegt der Anteil der verstaatlichten Unternehmen an der Rohstahlerzeugung jedoch stark über dem Durchschnitt. In Österreich beträgt er z. B. rund 95%, in Italien 19,3%, in Schweden 14,2% und in Großbritannien 13,1%. In der Bundesrepublik beläuft sich der Anteil der öffentlichen Hand an der Rohstahlerzeugung (ohne die Ilseder Hütte, die dem Bund nur zu 25% gehört) auf 4,4% und in Frankreich auf knapp 0,9%.

UNTER HAMMER UND SICHEL

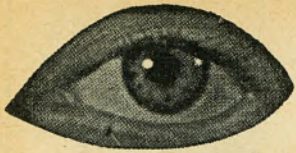


Innerhalb von vierzig Jahren hat der rote Herrschaftsbereich eine ansehnliche Ausdehnung erfahren. Teile Polens, die baltischen Staaten, Karelien, Nordostpreußen, Ruthenien und Bessarabien wurden der Sowjetunion zugeschlagen; ein Ring von Satellitenländern ist ihr vorgelagert. Entsprechend dieser Ausdehnung stieg auch das wirtschaftliche Potential Moskaus. Trotzdem wird es nach Ansicht westlicher Fachleute noch einige Zeit währen, bis die Sowjetunion den wirtschaftlichen Standard der Vereinigten Staaten erreicht hat. Im Jahre 1972, hat man ausgerechnet, wird Rußland den amerikanischen Stand von 1950 erzielt haben.

STEUERBELASTUNG u. STEUERSCHICHTUNG in der EWG



In der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft ist die Steuerbelastung der Höhe und Schichtung noch sehr unterschiedlich. Während die Bundesrepublik in der Steuerbelastung mit 26,6% des Bruttosozialprodukts an der Spitze steht, liegt sie in der Schichtung von Einkommen-, Vermögens-, Umsatz- und Verbrauchssteuer in der Nähe des Durchschnitts der sechs. Eine Harmonisierung wird stattfinden müssen und ist im Vertrag auch vorgesehen, damit nicht an Stelle niedriger Zollmauern Steuerschranken errichtet werden können.



BLICK IN DIE PRESSE

„Unter schwarzen Wolken“

Die Spitzenorganisation der deutschen Eisenhüttenleute, ihrer Techniker und Wissenschaftler hat zum 140. Male ihre Mitglieder zur Jahresversammlung, zum Eisenhüttenstag 1958 (in Düsseldorf), eingeladen. Im Gegensatz zum vergangenen Jahr stehen diesmal schwarze Wolken über dem westdeutschen Stahlschimmel... Der Rückschlag der Montankonjunktur ist nachhaltiger, als es eine Betrachtung der gesamtwirtschaftlichen Situation offenbaren läßt. Wir sind sogar der Meinung, daß die Stahlindustrie den Tiefpunkt noch nicht erreicht hat. Mindestens bis hinein in die ersten Monate des nächsten Jahres dürfte der konjunkturelle Weg dieses Wirtschaftszweiges weiter bergab führen. — Bei einem Auftragsbestand an Walzwerkserzeugnissen von 3,4 Mill. t (gegenüber 5,6 Mill. t im September 1957) liegen die Lieferungen der Hüttenwerke nach wie vor über den Auftragseingängen. Das Inlandsgeschäft ist schwach, und der Export ist durch hektische Sprünge gekennzeichnet. Dabei ist es noch nicht einmal sosehr das Mengengeschäft, das zu lokalen Depressionen führt, sondern es sind die Erlöse der Hüttenwerke. Es kann nicht mehr verheimlicht werden, daß auf dem innerdeutschen Stahlmarkt ein Preiskampf, oder richtiger gesagt, ein Rabattkampf entbrannt ist, der Formen angenommen hat, die selbst von denen, die schon lange im Geschäft sind, als bisher unbekannt bezeichnet werden. Dasselbe gilt für den Exportmarkt, wo die Preise längst in den Keller gegangen sind und weit unter den deutschen Inlandspreisen liegen. (Die Zeit)

Renten-Dynamisierung vor Bewährungsprobe

Die stark umkämpfte „Dynamisierung“, die heute die Grundlage der gesetzlichen Rentenversicherung ist, wird in Kürze in ihrer vollen Tragweite sichtbar werden. Zum erstenmal hat die Dynamik beim letzten Jahreschluß praktisch Gestalt angenommen. Die vorausgegangene Steigerung der Löhne und Gehälter um rund 6 Prozent setzte die allgemeine Rentenbemessungsgrundlage für 1958 auf einen

im gleichen Verhältnis erhöhten Stand von 4542 DM (vorher 4281 DM). Dieser Höherlegung des Rentenniveaus folgen automatisch aber nur die im laufenden Jahr zugehenden Renten, also die Neurenten des Jahres 1958. Von der Dynamik ist daher bisher nur ein vergleichsweise kleiner Kreis begünstigt worden.

Nun aber geht es in der nächsten Etappe um die viel bedeutendere Entscheidung, in welchem Ausmaß die „Altrenten“ an der Erhöhung der allgemeinen Rentenbemessungsgrundlage teilnehmen sollen. Wird die Anpassung dieser Renten im selben Prozentverhältnis vorgeschlagen, das für die Rentenzugänge maßgebend ist, dann steht ein Finanzierungsbetrag auf dem Spiel, der ungefähr das 24fache von der Summe erfordert, die durch die Dynamisierung der Zugangsrenten beansprucht wird.

In diesem Zusammenhang kündigt sich heute bereits eine unerfreuliche Auswirkung an. Man weiß jetzt schon (da die bestimmende Lohnentwicklung im ganzen bekannt ist), daß am Jahresende die allgemeine Bemessungsgrundlage wiederum heraufgesetzt werden muß und daß sie dann eine Höhe von etwa 4800 DM erreicht, also erneut um etwa 5 Prozent höher liegen wird. Da der Termin ihrer Bekanntgabe festliegt, ist nicht daran vorbeizukommen, daß sie zeitlich mit der Anpassung der Bestandsrenten zusammenfällt. Das hat den großen Nachteil, daß sich durch weitere Erhöhung der allgemeinen Bemessungsgrundlage die ernüchternde Notwendigkeit einer Anpassung (für 1959) ergibt, noch während die Anpassung für 1958 zur Debatte steht. Noch eine andere, stark zu Buch schlagende Auswirkung der Gesetzes-Automatik wird in einigen Monaten eintreten: Unter der Neuregelung wird zum erstenmal die Beitragsbemessungsgrenze erweitert werden. Wenn nicht mehr daran zu zweifeln ist, daß, verursacht durch die Lohnentwicklung, die allgemeine Bemessungsgrundlage für 1959 etwa auf 4800 DM steigen wird, dann kann ebensowenig die Ausdehnung der Beitragsbemessungsgrenze auf 9600 DM in Frage gestellt werden.

Es könnte der Eindruck entstehen, als ob von der mit größter Sicherheit zu erwartenden Heraufsetzung der Beitragsbemessungsgrenze nur die Einkommen zwischen 750 und 800 DM betroffen würden. Dies anzunehmen, wäre ein Irrtum. Alle Beitragszahler werden in der Dynamisierung gleichbehandelt. Augenfällig wird die Beitragserhöhung bei Arbeitnehmern sein, die 800 DM oder mehr verdienen — hier wird der Beitrag von 105 auf 112 DM heraufgesetzt. Diejenigen Lohn- und Gehaltsempfänger, die

die Aufwärtsentwicklung der Arbeitsentgelte im Ausmaß des Durchschnittes mitmachen, haben ebenfalls entsprechend höhere Beiträge zu zahlen. Im selben Umfang werden aber auch die Beitragszahler berührt, die unveränderte Arbeitsentgelte erhalten, demnach also auch unveränderte Beiträge entrichten werden. Die nominell gleichbleibenden Beiträge werden indessen im entsprechenden Verhältnis „abgewertet“ dadurch, daß ihnen geringere Anrechnungswerte gegenübergestellt werden. Das erfolgt durch die am Ende des Jahres fällig werdende Bekanntgabe neuer „Bezugsgrößen“.

Wahrscheinlich wird erst die weitere Zukunft mit ihren nun unaufhörlichen Auseinandersetzungen über den gerechtfertigten Gleichschritt mit der Wertentwicklung die rechte Vorstellung darüber vermitteln, was für eine leidige Angelegenheit doch darin besteht, vor aller Augen immer wieder demonstrieren zu müssen, daß ständig nach einer geraumen Zeit ein größerer Marktbetrag aufgewendet werden muß, um die gleiche Leistung sicherzustellen, oder daß für den gleichen Marktbetrag ein geringerer Substanzwert angerechnet wird. Es ist kaum zu bestreiten, daß diese Entwicklung voller Bedenken ist. (Handelsblatt)

Renten

Noch hängen uns die Unkenrufe vor der Rentenreform im Ohr. Und schon heben sie wieder an. Die Warner behielten damals nicht recht. Weder lösten die Rentenerhöhungen zusätzliche Preissteigerungen aus, noch kam es überhaupt zu einem Ansturm auf die Geschäfte. Der alte Mensch disponierte vorbildlich und vorsichtig. Er legte sogar noch Geld beiseite. Erleichtert atmeten alle auf. Muß man schon wieder daran erinnern? Noch bevor der Sozialbeirat gesprochen hatte, waren die Schwarzmalerei da — mit Gutachten und eindringlichen Warnungen. Mißtraute man der unparteiischen Zusammensetzung dieser im Gesetz vorgesehenen Institution? Hatte die bisherige Erfahrung mit der Rentenreform so Schreckliches gelehrt? Nichts von alledem. Im großen Topf der Rentenversicherungen hatte sich mehr Geld angesammelt, als man erwartet hatte. Und schließlich war die Anpassung der Renten der Ausgangspunkt für die Reform, der Sozialbeirat nur eine Sicherung, um unerwartete volkswirtschaftliche Entwicklungen in das Urteil einbeziehen zu können. Er sollte kein Organ sein, die Anpassung zu verhüten, auch dann nicht, wenn das vorübergehend zu höheren Beiträgen zwingt. (Die Welt)



Unser Briefkasten

77-Stunden-Woche

„... und drinnen waltet die züchtige Hausfrau!“ So sagt es Schiller in der „Glocke“, in dieser Fundgrube für Gebrauchssprüche aller Art. Aber man gestatte uns eine Frage: Was verstand Schiller eigentlich unter „walten“? Die Hausarbeit? Hm — dann „waltet“ heute eine Durchschnittshausfrau bei uns, die einen Vier-Personen-Haushalt zu versorgen hat, monatlich 320 Stunden!

320 Arbeitsstunden im Monat! Diese alarmierende Zahl ist keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern sehr genau ermittelt worden. Auf der 4. niedersächsischen Ausstellung für Hausfrauen in Hannover erfuhr man noch mehr darüber: Von diesen 320 Stunden braucht die Hausfrau durchschnittlich im Monat für die Zubereitung der Mahlzeiten 61,04 Stunden, zum Einkaufen 23,79 Stunden, für das Reinigen der Wohnung 40,6 Stunden, zum Abwaschen 21 Stunden und für die Wäsche 15,34 Stunden. Rund 77 Stunden gehören also allein der Reinlichkeit. Dabei ist der Zeitaufwand für die ganz persönliche und doch so selbstverständliche morgendliche und abendliche Reinigung des Menschen selbst noch nicht einmal berücksichtigt. Schauen wir uns doch diese 77 Stunden — das sind mehr als anderthalb 45-Stunden-Wochen — einmal etwas näher an.

Häuser und Wohnungen werden durchweg von Männern entworfen und gebaut. Der große und behagliche Wohnraum spricht dabei eine Hauptrolle, denn hier lesen die gleichen Männer ihre Zeitung, hier plaudert man mit dem Besuch, hier trinkt man Kaffee und ißt gemeinsam Abendbrot. Wer aber dachte wirklich an die Hausfrau, wenn die gleiche Wohnung nur eine der, ach, so niedlichen „Kleinstküchen“ enthält, in der zwar alles so schrecklich bequem in Griffnähe steht, in der sich aber im Grunde eine Hausfrau kaum umdrehen kann.

Die Männer würden sich bitter beklagen, wenn sie für ihre Arbeit nicht den notwendigen Raum zur Verfügung hätten. Und — sie würden sich ihn so schnell wie möglich beschaffen. Warum aber sollte das bei einer Hausfrau anders sein? Gewiß, vieles ist heute für sie leichter und zeitsparender. Doch was nützt ihr zum Beispiel die modernste Wasch-

maschine, wenn sie nicht zugleich den Platz hat, die Wäsche trocknen zu lassen? Frau Lehmann in der Vorstadtsiedlung hat vielleicht einen Garten dafür zur Verfügung. Was aber macht Frau Meier im 4. Stock eines neuen Etagenhauses, wenn sie in ihrer zu kleinen Küche nicht einmal drei Handtücher nebeneinander aufhängen kann, geschweige denn ein Bettlaken? Soll sie etwa Handtücher und Hemden so lange benutzen, bis sie grau werden, nur, weil sie keinen Platz zum Trocknen hat? Das wäre doch nicht nur denkbar unhygienisch, sondern sogar unsinnig.

Immerhin sind es bei uns etwa zehn Millionen Hausfrauen, die für vier oder auch noch mehr Familienmitglieder zu sorgen haben, also fast 20 Prozent unserer Bevölkerung. Die Reinlichkeit kostet Zeit, das leugnet niemand. Und die Zahl von 77 Stunden zeigt, daß man sich durchweg diese Zeit auch nimmt, weil man sich im Dreck einfach nicht wohl fühlt. Aber *wenn* unsere Hausfrauen immer noch so viel arbeiten müssen, dann muß man ihnen auch die Bedingungen dafür schaffen, diese Arbeit so kraft- und so zeitsparend wie irgend

möglich zu verrichten. Dabei sind die 77 Stunden für die Sauberkeit nur ein Teil der alltäglichen Pflichten, zu denen es für eine Durchschnittshausfrau zum Beispiel auch gehört, rund 140mal im Monat treppauf und treppab zu steigen mit einer Last, die für das ganze Jahr ein Gesamtgewicht von drei Tonnen erreichen kann!

Zweifelloos tat man auf dem Gebiet des Wohnungs- und des Gerätebaus bereits sehr viel. Dadurch wird sich die Arbeitszeit der Hausfrau auch in einem Vierpersonenhaushalt langsam allgemein vermindern lassen. An eine Verkleinerung des Raumes jedoch, über den die Frau des Hauses speziell für die Hausarbeit verfügt, sollte man auf keinen Fall denken. Auch die 77 Stunden für die Reinlichkeit brauchen ihren Platz!

Die westdeutschen Hausfrauenverbände haben aus diesen Zahlen jetzt ihre Konsequenzen gezogen; sie haben den sogenannten Kleinstküchen — und selbstverständlich auch den Kochnischen, in denen selbst die einfachsten Gebote der Haushaltsreinlichkeit kaum erfüllt werden können — einen scharfen Kampf angesagt.

Anneget P.

WOHNUNGSTAUSCH

BIETE:

2½ Zimmer, 50 qm, mit Bad, abgeschlossen, Parterre, Privatwohnung, Miete 41,— DM.

3 Zimmer, Privatwohnung, Miete 33,— DM.

2 Zimmer, 43 qm, Privatwohnung, III. Etage, Miete 27,50 DM.

2 Zimmer, 41 qm, abgeschlossen, mit Balkon und Speisekammer, III. Etage, Miete 33,— DM.

2 Zimmer, 31 qm, abgeschlossen, mit Bad, Balkon unter Glas, Parterre, werksgebunden, Miete 35,— DM.

2 Zimmer, abgeschlossen, II. Etage, Privatwohnung, Miete 30,— DM.

2 Zimmer, 32 qm, mit Abstellraum, abgeschlossen, Stall und Garten, I. Etage, Privatwohnung, Miete 25,— DM.

2 Zimmer, 48 qm, Parterre, Werksnähe, Miete 30,— DM.

3 Zimmer, 50 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Speisekammer, Privatwohnung, IV. Etage, Miete 48,— DM, und 2 Zimmer, abgeschlossen, 30 qm, mit Balkon, Privatwohnung, III. Etage, Miete 29,— DM.

3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, mit Bad, Privatwohnung, II. Etage, Miete 55,— DM.

3 große Zimmer, mit Balkon, Speisekammer, abgeschlossen, II. Etage, Privatwohnung, Miete 58,— DM.

SUCHE:

3½ bis 4 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (346)

2½ Zimmer, abgeschlossen, Werksnähe, Miete bis 70,— DM. (347)

2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (348)

3½ Zimmer im Stadtgebiet, Miete bis 70,— DM. (349)

2½ Zimmer, Neubau, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (350)

2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (351)

2 bis 3 große Zimmer, Miete bis 80,— DM. (352)

2 kleine Zimmer, Parterre oder I. Etage, möglichst auswärts, Miete bis 30,— DM. (353)

3½ Zimmer, Miete bis 65,— DM. (354)

3 bis 4 Zimmer, evtl. mit Garten, im Vorort, Miete bis 70,— DM. (355)

4 bis 5 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 90,— DM. (356)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 41 16 (Fr. Ottensmeyer)



Im Ardey Verlag Dortmund
erschien soeben von Rolf Fritz:

„Dortmund,

Bilder aus vier Jahrhunderten“

Im Vorwort schreibt der Verfasser:
„Dortmund ist eine sehr alte Stadt. Vor mehr als tausend Jahren, um das Jahr 880, wird ihr Name zuerst genannt, aber ihre Anfänge gehen weit über den Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Als Freie Reichsstadt und Hansestadt hat Dortmund während des Mittelalters politisch, wirtschaftlich und kulturell große Bedeutung gehabt. Nach Zeiten des Niederganges wandelte sich die Stadt im Laufe des vergangenen Jahrhunderts zur Industriegroßstadt der Gegenwart.

Was ist von der wechselvollen Geschichte dieser Stadt heute noch sichtbar? Die Antwort, die wir nach den Zerstörungen des letzten Krieges geben müssen, lautet: so gut wie nichts. Sieht man von den vier alten Kirchen ab, die alle schwer getroffen wurden, so ist kein Haus mehr erhalten, das in jene Vergangenheit zurückreichte, ja, selbst das Straßennetz

ist den veränderten heutigen Verhältnissen angepaßt.

Dennoch können wir das Bild der alten Reichsstadt wieder sichtbar machen. Natürlich reicht die Bilderreihe, die wir hier aufschlagen, nicht bis in die Anfänge historischer Existenz zurück. Die Ansicht von Dortmund jedoch, die Derick Baegert um 1480 auf dem Altarbild der Propsteikirche malte, zählt zu den ältesten Stadtbildnissen, die die deutsche Kunstgeschichte kennt, und in der Folgezeit hat jedes Jahrhundert das Bild der Stadt sorgfältig verzeichnet, so daß wir ihr Blühen, ihr Verharren im Erreichten, ihr Sinken und Verfallen und ihren neuen Aufstieg in zeitgenössischen Darstellungen beobachten können.

Die Abbildungen sind sämtlich nach den Originalen angefertigt und geben zahlreiche bisher unbekannte Ansichten der Stadt Dortmund wieder. Der begleitende Text will nur zu den Bildern hinführen.



Dortmund von der Südseite um 1480. Ausschnitt aus dem linken Flügelbild des Hochaltars der Propsteikirche. Gemälde von Derick Baegert

Das interessiert die Frau

Wann soll man ans Heiraten denken?

Unvollkommen sind die Menschen, unvollkommen ihre Beziehungen zueinander. Über die Ehe gibt es mehr Witze als weise Sprüche. Damit wird wahrscheinlich das alte Sprichwort bestätigt, daß, was sich neckt, sich auch liebt. Bis heute kann uns niemand sagen, wann man ans Heiraten denken soll. Wenn man jung ist, dann ist es noch zu früh — wenn man alt ist, dann ist es auch schon zu spät. Und wie soll die Frau aussehen, die man heiratet? Der weise Aristipp weiß darauf diese Antwort: „Eine schöne wird dich betrügen; eine häßliche wird dir nicht gefallen; eine arme wird dich zugrunde richten; eine reiche wird dich tyrannisieren.“

Doch bleiben wir bei der ewig aktuellen Frage: In welchem Alter sollen wir heiraten? Es muß doch ein bestimmtes Heiratsalter geben, das die meisten Chancen für das ersehnte Glück bietet. Die Amerikaner wissen darauf eine durch die Statistik begründete Antwort. Sie bemühten einen hohen Gelehrten, der schließlich das relative Heiratsalter errechnete. Darunter versteht man den angemessenen Altersunterschied zwischen Mann und Frau, die sich fürs Leben verbinden wollen. Wie aber sieht nun das relative Heiratsalter aus? Sehr einfach, wenn man's weiß. Hier ist es:

Für das Heiraten gilt die Formel: Nimm das Alter des Mannes, teile es durch 2 und füge 7 Jahre hinzu, dann hast du das Alter der Frau, wie sie nach Jahren am besten zum betreffenden Manne paßt. Ein Beispiel, um diese Formel verständlicher zu machen: Der Mann zählt 20 Jahre; davon die Hälfte sind 10 Jahre; zu 10 werden nun 7 Jahre hinzugezählt. Demnach paßt zu einem 20jährigen Bräutigam am besten eine Braut im Alter von 17 Jahren.

Diese Formel hat freilich auch ihre Tücken, wie mancher bereits bemerkt haben wird. Mit fortschreitendem Alter wird die Sache für die Männer immer günstiger, d. h., sie bekämen Frauen mit viel jüngerem Lebensalter. Der 60jährige Freier müßte sich, wollte er dieser Formel vom relativen Heiratsalter folgen, nach einer 37jährigen Braut umsehen, der 70jährige Bräutigam nach einer 42jährigen Braut Ausschau halten. Nun, Geheimrat von Goethe kannte diese Formel wohl nicht, sonst hätte er sich kaum als 74jähriger um das 19jährige Fräulein Ulrike von Levetzow beworben. Es scheint, daß es unklug wäre, sich in jedem Falle nach der Formel vom relativen Heiratsalter zu richten. Vielleicht hat Karl Roessler recht, der in seinem Rothschild-Lustspiel „Die fünf Frankfurter“ die Mutter zu der Frage, ob die Tochter einen deutschen Herzog heiraten soll, also sprechen läßt:

„Sie kann glücklich werden mit einem Herzog und unglücklich mit einem Prokuristen; sie kann glücklich werden mit einem Prokuristen und unglücklich mit einem Herzog. Lebensglück läßt sich nicht auskalkulieren.“

Frauen werden knapp

Seit 1950 hat sich immerhin die Zahl der weiblichen Beschäftigten um 51 v. H. erhöht, die der männlichen dagegen nur um 28 v. H. Von den 355 000 im letzten Jahr zusätzlich Beschäftigten waren sogar nicht weniger als 251 000 Frauen.

Der Anteil der Frauen an allen Beschäftigten hat mit einem Drittel schon „amerikanische Verhältnisse“ erreicht. Das böse Wort vom Doppelverdienertum ist auch bei uns längst verstummt. Unter dem Zwang der Verhältnisse gehen immer mehr Betriebe dazu über, die früher gar nicht gern gesehenen Halbtagsstellen einzurichten. Jungverheiratete Frauen, die das Ihrige für den Aufbau des Haushalts tun wollen, gibt es wohl noch genug, und auch ältere, die sich — nachdem die Kinder erwachsen sind — nach einer nicht zu anstrengenden Tätigkeit umsehen. Im übrigen aber sind Frauen auf dem Arbeitsmarkt knapp — wie immer es sich sonst mit dem Frauenüberschuß verhalten mag. (Das gilt für die Wirtschaft als Ganzes — man darf nicht eine einzelne Industrie werten.)



Kläuschen, der Hüttenknirps

Wenn der Vati weg zur Schicht geht,
winken wir froh hinterher.
Aber, kommt er abends wieder,
freuen wir uns noch viel mehr.

„Wenn er nun mal einen Unfall ...“
„Annegret, du bist nicht klug!
Vati war noch nie ‚betriebsblind‘;
bleibt schon vorsichtig genug!“

Ach, was fangen wir, was Mutti,
ohne unsern Vati an?
Mutti wäre dann doch Witwe.
Waisen wären wir. Und dann?

Vati denkt an unser Schicksal
stets bei Arbeit und Gefahr.
Mit „Glückauf“, geh, lieber Vati,
unfallfrei durchs neue Jahr!

Mißverständnis

„Gestern haben uns die Köhlers besucht.
Das sind ja reizende Menschen.“

„Tatsächlich?“

„Ja. Jedem von uns haben sie etwas mit-
gebracht — meiner Frau, mir, den Kin-
dern. Ich habe sogar eine Flasche Schnaps
für meine Schwiegermutter bekommen.“

„Das ist ja ein großartiger Tausch.“

Das letzte Wort

„Wenn ich mal Krach mit meiner Frau
habe, behalte ich immer das letzte Wort.“

„Wirklich?“

„Klar doch. Mein letztes Wort ist immer:
„Ja, Liebling!““



als breites Duchesse- oder Samtband draped genommen werden und gilt dann sogar als Hutersatz.

Ein artig Bändchen läuft als adrette Paspel um einen runden, braven Schulmädchenkragen und geht als herbes Schleifen weiter, um kühne Fortsetzung zu finden auf dem Blusenteil, damit ja die netten Perlmutterknöpfe Betonung finden. Auf einem sonst völlig schmucklosen



Paspeln, Schleifen und Bänder aus Seide und Samt

Die hübschen, liebevoll in den Blickfang gerückten, behutsam ausgearbeiteten Details sind es, die in der Modelinie der elegant-lässig überspielten Konturen den Ton angeben. Und immer spielen Seidenbänder eine tragende Rolle auf modischer Bühne. Sie lassen keine Langeweile aufkommen, denn ihr Variantenreichtum ist schier unerschöpflich. Vom Scheitel bis zur Zehenspitze begleiten sie die Garderobe und passen sich dem Charakter des Kleides willig an, vom sportlichen Tagesdress bis zur abendlich-festlichen Gala-aufmachung sind sie immer schick und jung.

Beim Kopfband beginnt es. Es kann ein schmales Ripsband sein, das streng Haaransatz und Stirn trennt, wobei ein paar kokett darunter hervorgezupfte Strähnen unerhört mutwillig wirken. Es darf

Nachmittagskleid aus Taslan
Das schmeichelnde, blaugrüne Taslangewebe, das man gerade aus der Taufe hob, wurde hier zu einem Nachmittagskleid verarbeitet. Unterhalb des V-Ausschnittes zieht sich eine Empireblende über das Vorderteil.
Modell:
Lindenstaedt & Brettschneider

Kleines Kleidchen für junge Mädchen
Ganz entzückend wirken die beiden Schleifen an diesem schlichten, jugendlichen Kleid. Sie sitzen beide auf der breiten, abgesteppten Blende, die eine direkt am winzigen Dekolleté, die andere betont die schmale Taille. Der Rock erhält durch eingelegte, ungebügelte Falten eine bequeme Weite.
Modell: Horn

Die Samthose für Haus und Après-Ski
Zur schwarzen, engen Samthose trägt man eine jumperartige Bluse aus Tupfensamt mit großem, spitzem Ausschnitt und Gürtel.
Modell: Bessie Becker



Tageskleid flattern drei Schürzenteile übereinander, sich zum Rocksäum hin verbreiternd, jeweils eingefaßt mit seidiger Bandpaspelierung, was namentlich auf stumpfem Material besonders augenfällig wird. Ein schlankes Hemdkleid verzichtet bewußt auf jegliches Dekor. Ihm sind als Auflockerung zwei große Taschen beigelegt, die anmutig mit farblich abgestimmten Bändern eingefaßt sind.

Ein Nachmittagsmodell trägt auf vier-eckigem Kragen und ebensolchen Taschen ein Bändchen, das in Zackenform verläuft, denn es steht nirgends geschrieben, daß sich Bänder immer geradeaus halten müssen. Sehr reizvoll: ein Kleid aus rustikalem Tweed mit verspielter, wenigleich sachlich tuender Samtschleife am gewichtigen Gürtel. An einem anderen Wollkleid gibt es eine hübsche Idee: Eine Blende läuft vom Halsausschnitt bis zum Rocksäum, rechts und links flankieren sie plissierte Ripsbänder.

Ab fünf Uhr spätestens, zur Zeit der Cocktailstunde, beginnen Schleifen und Paspeln ein Eigenleben, sie treten selbstbewußt als Riesenschleifen auf den Plan und umranden Rüschen und Volants vierbis fünfmal in raffiniert gewählten Abständen. Selbst der Schuh mag auf die Schleife nicht verzichten. Nach Manier entzückender Pagen tragen junge Damen auf den Pumps gern nette Seidenschleifchen.



mittag und Abend papierdünne Seidentafts, Chiffon, Brokat, Samt, Organza, Tüll und vor allem Moiré.

Farben: Neben Schwarz viele sandfarbene Töne, Lindenblütengrün, Rosa, Rot, blaue Nuancen und sehr viel Weiß für den Abend.

Unsere Zeichnungen von links nach rechts:

Kostüm aus schwarzem Nylon-Mohair mit kurzer Jacke, hohem, breitem Gürtel und wasserfallartig drapiertem Rock. Modell: Pierre Cardin

Kurzer, glockig geschnittener Tagesmantel aus petrolblauem Satin, dessen obere Hälfte reich angekraust ist.

Modell: Lanvin-Castillo

Bolero aus schwarzer Wollseide mit winzigem, rückwärts geknöpftem Jäckchen, breiter, ausgefränkter Taillenschärpe und längerem, weich gefaltetem Rock.

Modell: Dior-St. Laurent

Nachmittagscomplet aus lilafarbenem Seidensatin mit Samtapplikationen. Die $\frac{3}{4}$ lange Jacke wird bolerokurz geknöpft und hat zwei weite angesetzte Volants.

Modell: Jacques Heim

Die neue Pariser Mode in Stichworten

Die neue Pariser Wintermode hat inzwischen feste Gestalt angenommen. Im allgemeinen entsprechen die Modelle den erwarteten Tendenzen:

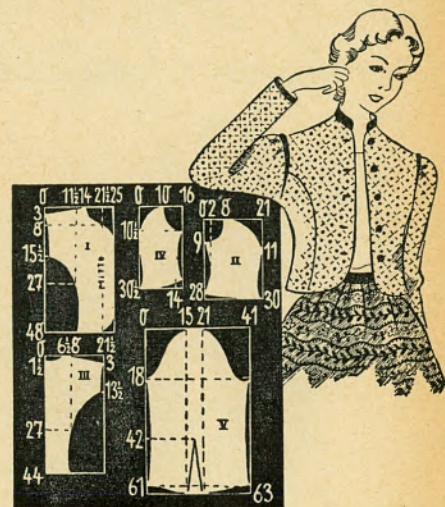
Die Taille sitzt hoch, wie zur Zeit des Empire, und wird durch breite Gürtel, Bänder, Schleifen oder geschickte Nähte betont. Tageskleider zeichnen die Figur sanft nach, ohne ihr anzuliegen. Die Röcke sind sehr kurz — bis zu 50 cm vom Boden entfernt. Nur Dior-St. Laurent macht hier eine Ausnahme und huldigt weiter dem wadenlangen Rock. Auch die Cocktailkleider folgen der Empirelinie. Sie sind entweder kniekurz oder bodenlang. Bei den Mänteln beherrschen weite, großzügige Modelle, vorzüglich mit geschickt angebrachten Querteilungen und überdimensionalen Kragen, das Bild.

Stoffe: Während tagsüber Mohairs, bunter Tweed, Bouclés und glatte Wolle das Rennen machen, sieht man am Nach-

Wärmendes zum Überziehen

Der hübsche Spenser für 92 cm Oberweite ist über Watteline gesteppt und erfordert 1,75 m gemusterten und 2 m einfarbigen Kretonne, je 80 cm breit, sowie 1,75 m Watteline. Fig. I = Vorder- teil, II = vorderer Seitenteil, III = Rücken- hälfte, IV = hinterer Seitenteil, V = Ärmel. Breite Nähte zugeben. Auf der Innenseite der einzelnen Stoffteile heften Sie die ohne Nahtzugabe zuzuschneidende Watteline auf, zeichnen rechtsseitig mit Schneiderkreide das schräge Karo und heften, durch beide Lagen stehend, die Stepplinien vor, die dann dicht neben den Heftfäden ausgeführt werden. Nach Voll- endung der Stepperei schließen Sie die Teilungsnähte sowie Seiten- und Achsel- nähte. Rückenachseln einhalten. Dann heften Sie die Längenzugabe des Jäck- chens nach innen und befestigen sie mit Hohlstichen. Nun werden die Vorder- ränder mit 5 cm breiten Futterstoff- streifen verstärkt und der Knopfschluß gearbeitet. Das über Einlage verstärzte, einfarbige, 3×38 cm große Stehbort step-

pen Sie an, führen die Ärmelabnäher aus, schließen die Ärmelnähte und machen die unteren Ärmelränder mit Blenden sauber. Ärmel füttern, Ärmel eingehalten in die Armrundung setzen, dabei eine einfarbige, wattierte Paspel mitfassen. Das Jäckchen ist sorgfältig zu füttern.





Sie wurden freigesprochen

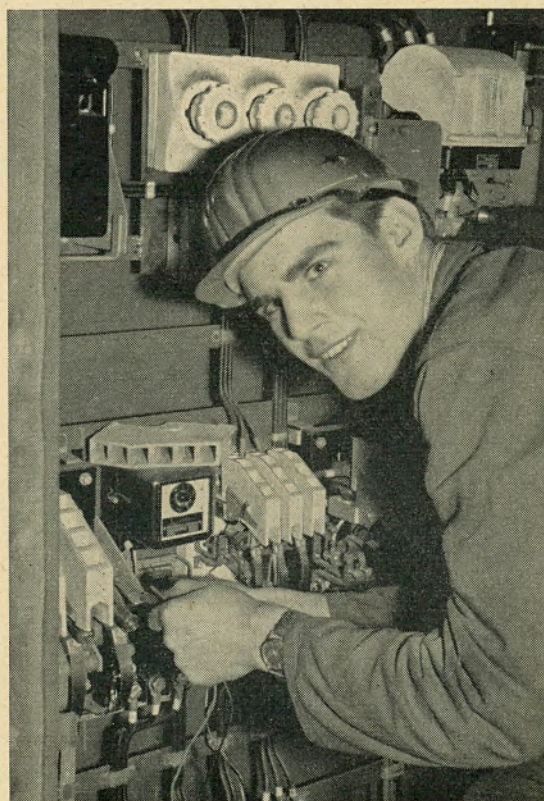
Anfang November erfolgte im Rahmen einer Veranstaltung im Festsaal der Industrie- und Handelskammer zu Dortmund die feierliche Freisprechung unserer Lehrlinge, die im Herbst ihre Lehrabschlußprüfung bestanden hatten. Anschließend wurden die Prüflinge mit ihren Ausbildern und einigen Gästen zu einer Besichtigungsfahrt nach Bad Salzungen und Bad Oeynhausen eingeladen.

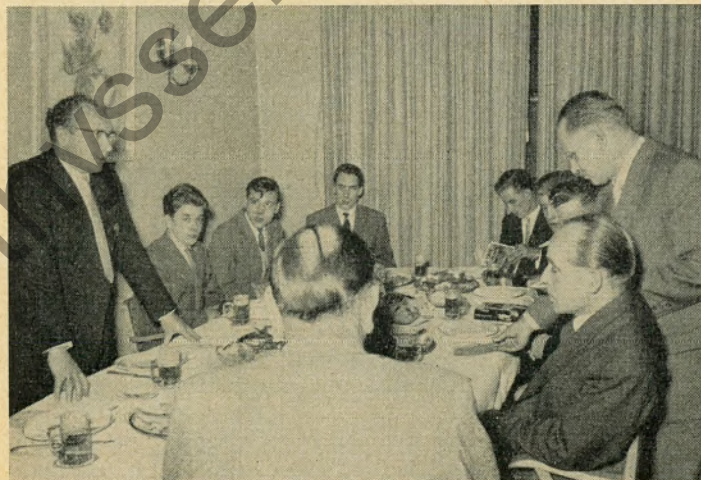
Betriebschef Heinrich Freund übermittelte in einer kurzen Ansprache die Glückwünsche des Vorstandes. Er dankte allen Prüflingen und auch den an der Ausbildung beteiligten Mitarbeitern für die geleistete Arbeit und machte den Jungen eindringlich klar, welchen Wert das Werk auf eine gute, fachgerechte Ausbildung des Nachwuchses lege. Er überreichte besonders guten Prüflingen in Anerkennung ihrer Leistungen ein Buch mit einer Widmung des Arbeitsdirektors Berndsen. Ferner wurden denen, die die Prüfung mit „Auszeichnung“ und mit „Gut“ bestanden, Geldprämien ausgezahlt. Außerdem erhalten diese Jungen sechs bzw. drei Tage bezahlten Sonderurlaub.

Mit Auszeichnung bestanden die Starkstromelektriker Hans-Jürgen Volmer und Gerd Willmann.

Mit Gut bestanden die Prüfung: die Starkstromelektriker Manfred Dietrich, Harald Monecke, Gerhard Sprint, Udo Schaffhöfer und Rolf Stahlberg, der Fernmeldemonteuer Bodo Fehser, die Maschinenschlosser Werner Brackelsberg, Hans-Dieter Dreves und Hartmut Horn, der Betriebsschlosser Dieter Requardt und die technische Zeichnerin Ingeborg Wiegold.

Die Grüße des Betriebsrates überbrachte das Mitglied des Betriebsratsausschusses Wilhelm Fige. Er wies darauf hin, daß sämtliche Prüflinge in den Betrieben untergebracht werden konnten, und wünschte den Jungen herzlich alles Gute und viel Erfolg im beruflichen Leben.







„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“

Artikel 1 der Allgemeinen Menschenrechte

TAG DER MENSCHENRECHTE

Vor 10 Jahren, am 10. Dezember 1948, genehmigte und verkündete die Generalversammlung der Vereinten Nationen die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte.

Die Erklärung ist sowohl eine Mahnung an die Vergangenheit als auch an die Zukunft. In der Präambel wird als Grundlage für die der menschlichen Familie innewohnende Würde und ihrer gleichen und unveräußerlichen Rechte die Freiheit, die Gerechtigkeit und der Frieden bezeichnet. Wir wissen, wie es durch Verkenning und Mißachtung der Menschenrechte zu Handlungen der Barbarei führt. Sie haben das Gewissen und das Antlitz der Menschheit tief verletzt. Deshalb wird in der Erklärung betont, daß die Menschenrechte durch die Herrschaft des Rechts zu schützen sind.

Und wo das nicht geschieht? Welche Folgen traten beispielsweise ein, als sich gepeinigte Menschen dem letzten Mittel glaubten zuwenden zu müssen: durch einen Aufstand Tyrannei und Unterdrückung zu beseitigen? Waren nicht schärferer Terror und noch größere Unterdrückung die Folge?

Die Welt trägt leider noch zuviel Ungleichheit und Diskriminierung. Deshalb wird neben den grundsätzlichen Forderungen nach

Freiheit und Gleichheit

für jeden als Rechtsperson der Schutz vor willkürlichen Eingriffen in das Privatleben und der Familie erwartet. Das Recht auf Eigentum schließt ebenso das Recht auf freie Arbeits- und Berufswahl, den Wohnsitz, gleichen Lohn für gleiche Arbeit, Urlaub, Sicherung gegen Wechselfälle des Lebens bei Krankheit, Arbeitslosigkeit usw. ein. Jeder hat Anspruch auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit. Logisch folgt das Recht auf freie Meinungsäußerung, auf Versamlungs- und Vereinigungsfreiheit.

Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte ist für die Unterzeichnerstaaten juristisch nicht bindend. Sie stellt jedoch für die ganze Menschheit, besonders natürlich für die Unterzeichner, eine moralische Verpflichtung dar. So wurde sie als das von allen Völkern und Nationen zu erreichende gemeinsame Ideal verkündet.

Die Nationen haben sich verpflichtet, durch Unterricht und Erziehung die Achtung dieser Rechte und Freiheiten zu fördern und durch fortschreitende Maßnahmen im nationalen und internationalen Bereiche ihre allgemeine und tatsächliche Anerkennung und Verwirklichung zu gewährleisten.

Die Menschheit setzt ihre Hoffnung auf die Vereinten Nationen und die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Es liegt an uns allen, mit ihrer Durchführung den Frieden zu sichern.

AUS UNSERER HEIMAT

Das Herdfeuer

Ausgrabungen und Vorgesichtsforschung haben die Ansicht begründet, daß schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung das Herdfeuer innerhalb des Raumes viel häufiger vorkam als das Feuer vor der Hütte. Brannte das Feuer, über Kieselsteinen angefacht, in der Steinzeit mitten im Raum einer Grubenhütte, so erzählen Funde aus der Bronzezeit in Pfahlhäusern schon von Herdbalken und Holzhalen, auch von Grapen in der primitivsten Form, wie sie uns, vervollkomm-

net und veredelt, noch heute aus unseren Bauernhäusern bekannt sind. Es hat vieles für sich, anzunehmen, daß in der Entwicklung des Herdbaues zuerst die Feuerstelle war, versehen mit einem Schutzdach, um die herum dann später die Behausung gebaut wurde. So wurde die Feuerstelle Mittelpunkt des immer größer werdenden Hauses. Sie wärmte und leuchtete, sie diente der Ernährung und wurde somit der Versammlungsort der Familie. Natürlich war jede Generation bemüht, ihre

Form zu verbessern. Zunächst wurde das Erdloch mit Kieseln ausgelegt, die das Feuer begrenzten, später erhöhte man die Feuerstelle und begann sie auszubauen. So entstand der Herd.

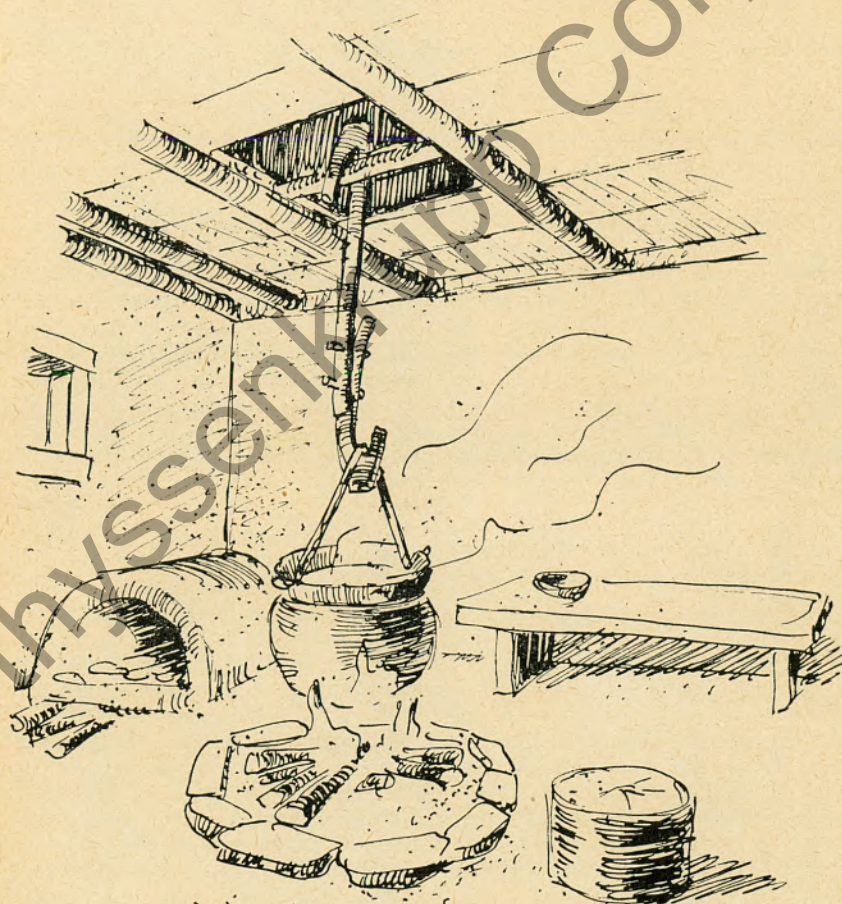
In der Südheide bevorzugte man die viereckige Form der Feuerstelle, während die runde mehr im Norden gebräuchlich war. Die vermutliche Entwicklung der runden Feuerstelle ging von dem bereits erwähnten Herdloch aus, durch Kiesel begrenzt. Später wurden die Kiesel durch gerundete Ziegelsteine abgelöst. In der Mitte dieser Feuerstelle — etwa $1\frac{1}{2}$ m im Durchmesser — befand sich das vertiefte Feuerloch, das man mit einem eisernen Rost belegte. Schließlich wurde noch ein schmaler Kanal vom Feuerloch zum Außenrand gelegt, um einen besseren Zug zu erhalten und die Asche entfernen zu können. Die viereckige Form der Herdstelle konnte man auf einzelnen Höfen noch bis ins 19. Jahrhundert feststellen.

Je größer der Hof,
desto größer der Herd

Menschen und Tiere wollten ernährt sein, abends sollten die Familie wie Mägde und Knechte um das Herdfeuer sitzen. So wurden aus einem eingebauten Feuerloch bald mehrere. Da man nunmehr gebrannte Ziegel verwandte, baute man höher, etwa 30 cm, was die Arbeit der Hausfrau natürlich wesentlich erleichterte. Eine Verbesserung brachte in späteren Zeiten ein viereckiger Eisenkasten, der auch seiner größeren Haltbarkeit wegen bevorzugt wurde.

Der aufgemauerte Herd lag ursprünglich etwa einen Meter von der Hinterwand des Hauses entfernt. In dem Zwischenraum stand die sogenannte „Reckebank“ oder „Unnerherdsbank“ für die Eltern des Bauern. Als man zum Einbau von Schornsteinen überging, verlangte die Anlage des Rauchfanges, des sogenannten „Bosen“, die Verlegung des Herdes direkt an die Hauswand. Dadurch fiel die Reckebank fort oder mußte seitlich gerückt werden. Mit einem köstlichen Verslein besingt ein alter Vater am Hochzeitstage die junge Frau seines Sohnes, als er nun die Unnerherdsbank bezieht: „Ik trecke nu nich mehr den dägliken Strank / Ik rauke mien Piepken up de Unnerherdsbank: / Dar hege mi nett un vorküür mi de Tied / Un denke nich, wöör wi den Aulen doch kwiet!“ (Und denke nicht, wären wir den Alten doch los!)

Hatte der Rauch sich seinen Ausgang bisher selbst gesucht, meist durch die Tür oder das sogenannte Ulenloch im Walm-dach, so konnte er jetzt durch den Kamin abziehen. Schon 1755 bestimmte die Mindener Dorfordnung, den Herd mit einem Schornstein auszustatten, hingegen hieß es zur gleichen Zeit in Lippe-Detmold: „Wer einen Schornstein machen läßt, ist ein Sonderling.“



Herdstelle im bronzezeitlichen Pfahlhaus

Für die Kinder, die das Gruseln lernen wollten, verschwand mit dem offenen Herdfeuer allerdings der unheimliche Rußsammler, von dem stets zu fürchten war, daß er sie in seinem Sack mitnehmen würde, in dem er den „Kiakelraut“ abzuholen pflegte. Auch für die Erwachsenen war der Ruß nicht ohne Sinn und Bedeutung, der sich an den eisernen Töpfen ansetzte, denn er glühte nach, wenn man die Töpfe vom Feuer hob, und die Flamme lief dann gespenstisch, bald hier, bald dort aufleuchtend, um den Topf herum.

„Dat wille Fier löppt!“

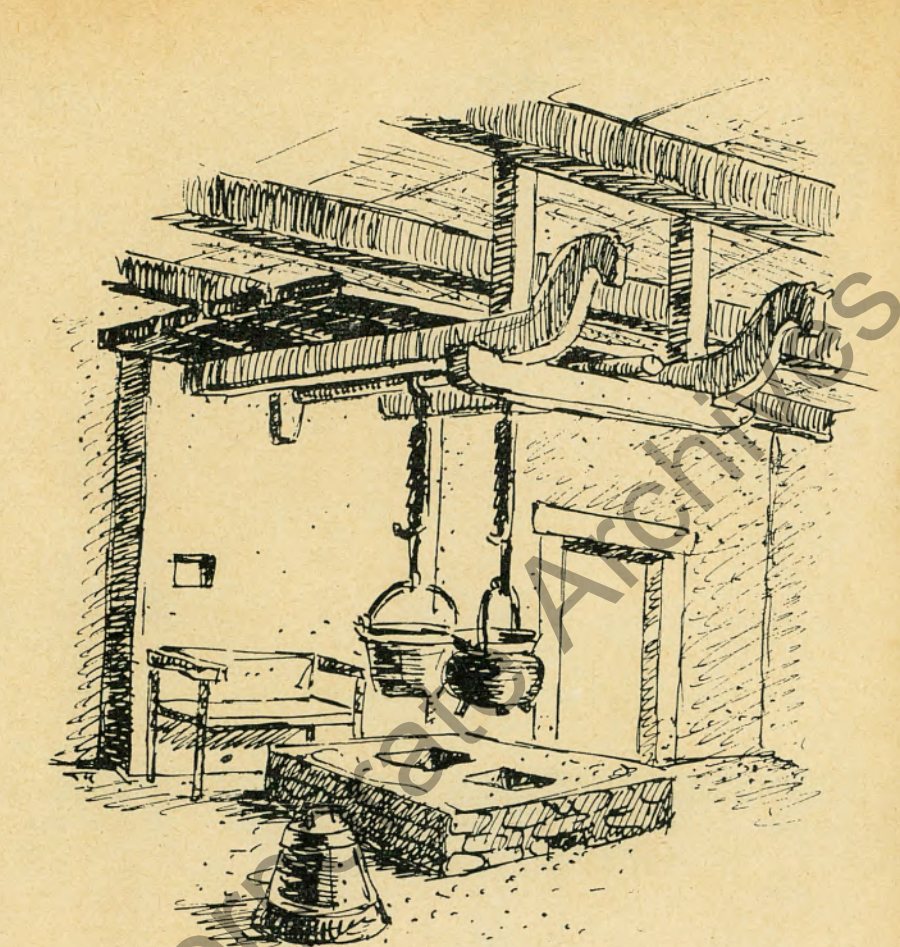
Das wilde Feuer war nicht nur ein Wetterprophet, es sollte auch heilen und kräftigen.

War man zwar um dieses phantastische Erleben ärmer geworden, so belebte eine neue Sitte die Phantasie: Durch den an die Wand herangeschobenen Herd mußte nun zum Schutz vor seiner Glut eine Eisenplatte eingebaut werden. Und da zeigte sich wiederum die kunstliebende Veranlagung des Bauern. Sie begnügte sich nicht mit einer glatten Platte, sie verlangte nach bildhafter Darstellung. In dieser Zeit feierte der Eisenguß wahre Triumphe mit seinen reliefartig ausgeführten Herdplatten. War auch das Thema im allgemeinen begrenzt — es wurden teilweise recht sonderbare Themen bevorzugt: Belagerung von Jericho, das Urteil des Salomon, Besuch der Königin von Saba oder auch Christi Geburt oder das Wappen des Bauern —, so gab es doch viele Variationsmöglichkeiten und natürlich erhebliche qualitative Unterschiede.

Der Herd galt als heilig

So wurden z. B. um die Feuerstelle die neuvermählte Frau, die neue Magd wie auch das neuerworbene Vieh herumgeführt. Nach Jostes fand 1624 der Kölner Weihbischof Lucenius bei einer Visitation des Hochstiftes Osnabrück eine uralte Sitte vor, die er als „notandus abusus“ bezeichnet. Er erzählt, daß an Bittagen, wenn die Prozession stattfindet, ein Bild der Gottesmutter mit einer Fahne durch die einzelnen Häuser getragen wurde. Ein Weib trägt das Bild, während ein Mann mit der Fahne vorangeht. Nachdem sie das Herdfeuer feierlich umschritten, wird das Bild ins Ehebett, die Fahne auf den Tisch gelegt. Diese abergläubische Sitte, so berichtet der Bischof, wird seit vielen Jahren geübt, und man glaubt, daß es ein glückliches Jahr gebe und ein freundschaftliches Eheleben ohne Streit und Schelte.

Es war eine schöne Sitte, daß es den Hofnachbarn oblag, bei einem Neubau das erste Herdfeuer anzulegen. Abends wurde es von der Großmagd „zugerackt“, damit es bis zum Morgen weiterschwelte,



Herdstelle mit Rahmen eines Niedersachsenhauses

dann überdeckte sie es mit einer Feuerstülpe. Erlösch das Feuer über Nacht, so zündete man es nicht wieder selbst an, sondern holte die Glut in einem alten, stets für solche Zwecke bereitstehenden Holzschuh vom Nachbarn. Auch der ärgste Feind hätte das Feuer nicht verweigert. Ebensovienig durfte dafür gedankt werden, noch durfte man sich bei einem solchen Besuch länger aufhalten. Doch liegt diese sinnige Sitte schon weit zurück.

Eine Eigenart mancher alter Herdstellen aus dieser Zeit ist die Feuerschutzdecke, der sogenannte

„Rahmen“,

der nicht nur dazu dient, die Funken aufzufangen, um dadurch die Feuersgefahr zu verringern, sondern auch den Rauch zu zerteilen und ihn dem Wiemen zuzuführen, in dem die berühmten Schinken geräuchert werden. Bomann schreibt darüber: „Der Rahmen besteht aus zwei parallel von der hinteren Herdwand nach vorn sich erstreckenden Eichenbalken, die mit auf Nut und Federn gearbeiteten

Brettern derselben Holzart bedeckt sind. Sie ruhen mit den hinteren Enden auf einem als kräftige Brandmauer verstärkten Teil der genannten Herdwand, während sie vorn gewöhnlich durch zwei von der Decke herabhängende Hölzer, zuweilen auch nur durch eines, gehalten werden und außerdem durch einen zwischen den vorderen Enden der Längsbalken angebrachten Querbalken größeren Halt finden. Sie laufen meistens in mehr oder weniger kunstvoll gearbeitete Pferdeköpfe aus. Im Bremen-Verdenschen, auch in der Nordheide bei Hollenstedt und vereinzelt in der Gegend von Medingen finden sich an Stelle der Pferdeköpfe Morgensterne. In manchen Ortschaften ist an Stelle der Pferdeköpfe eine aus eichenen Brettern gearbeitete, schräg nach vorn in die Höhe gerichtete Holzfläche angebracht.“ Ein seltsames Gefühl überkommt einen beim Anblick der pferdeköpfigen Rahmen. Wie ein Teil heidnischen Brauchtums und Aberglaubens muten sie an, als seien sie holzgewordene Sinnbilder der Rösser, mit denen Wotan und seine wilden Scharen in den zwölf Nächten durch die Wolken jagen.

— L. T. —

GROPEN UND STRITTEN

Die bronzenen Kochtöpfe, die man im Mittelalter allgemein Gropen oder Grapen nannte, hatten im alten Westfalen die Bezeichnung „Spisepötte“. Spise bedeutet Glockenspeise; man darf daher wohl annehmen, daß die Gropen ursprünglich von Glockengießern hergestellt wurden. Da aber im frühen Mittelalter bereits von Gropengießern gesprochen wird, so ist zu vermuten, daß sich schon früh die beiden Handwerkszweige trennten.

Gewöhnlich sind diese Töpfe von einer weiten, bauchigen Form, abgeschlossen mit einem schräg nach oben stehenden Rand. Der älteste Gropen dieser Art befindet sich im Celler Museum. Er wurde in der dortigen Gegend im Moor gefunden. Jostes erzählt von dem kleinsten Exemplar, das 30 cm Bauchweite hatte und 460 g wog, während das größte 113 cm Umfang maß, mit einem Gewicht von 13 kg.

Ein solcher Topf gehörte im Mittelalter zum

„Hergewede“.

Außer drei Füßen hat der Gropen zwei Ösen, in denen ein Bügel zum Anfassen, vor allem aber zum Einhängen in den Messingknopf des künstlerisch gestalteten Sägehalses angebracht ist. Zu diesen schweren, unhandlichen Kochtöpfen gehört als Ergänzung der sogenannte Grützhaken, denn nur unter dessen Zuhilfenahme kann die Bäuerin das Essen während des Garkochens kontrollieren. Der praktische Sinn des Handwerkers zeigt sich dabei in einer einfachen Vorrichtung. Um das Abrutschen des Kochtopfes zu verhindern, ist seitlich am Bügel eine kleine Verdickung herausgearbeitet, die ein Ausgleiten des Topfes nicht zuläßt.

Zum Transport der schweren Gropen, die über dem Herdfeuer nur mittels der Wendesuse gehandhabt werden konnten, war ein weiteres Hilfsmittel notwendig, ein Fahrgestell, das immer dann verwandt wurde, wenn das Essen für verspätet eintreffende Hausgenossen — vor allem für den Schäfer, der oft einen weiten Weg zu gehen hatte, bis die Tiere wieder im heimischen Stall untergebracht waren — warm gehalten werden mußte. Das Feuer war dann bereits heruntergebrannt, und der Gropen konnte nun auf dem eben genannten Fahrgestell über die niedrige Glut geschoben werden.

Handwerkliche Verschönerungen

zeigten gegenüber diesen einfachen Fahrgestellen die sogenannten Stritten. Das sind eiserne Dreibeine, die fest über dem Feuerloch stehen. Teils sieht man sie mit gedrehten Füßen, teils mit schwungvollen Gabeln versehen als Halt für den Pfannenstiel. Daher der Name „Pannhaal“.

In der Pfanne wurden all die lukullischen Genüsse hergerichtet, die den schwerarbeitenden Bauern zur Essenszeit an

Fest- und Werktagen erwarteten. Buchweizenpfannkuchen, Bratfleisch, Wurstbrot mit Äpfeln, Bratbirnen und lose Rinderwurst. Wurst in Därmen wurde hingegen im eigenen Fett geröstet und in einem besonderen Röster.

Und wieder ließ der Schmied die Gelegenheit nicht vorübergehen, seiner Freude am Ornament nachzugehen. Die besondere Stellung des Schmiedes in der Gemeinschaft wird uns klar, wenn wir sehen, wie er überall in alten Märchen und Sagen und in den Mythen der verschiedenen Völker immer wiederkehrt und oft sogar eine wesentliche Rolle darin spielt. Neben den Waffen (Wieland, der Schmied) gingen nicht nur die Geräte für die Feldarbeit, sondern auch fast alle Geräte für das bäuerliche Herdfeuer aus seiner Werkstatt hervor. Sie bestechen durch die wunderbare

Ausgewogenheit ihrer Gestaltung.

Sei es Bronze, Kupfer oder Eisen, stets ist die klassische, zeitlos schöne Form gewahrt.

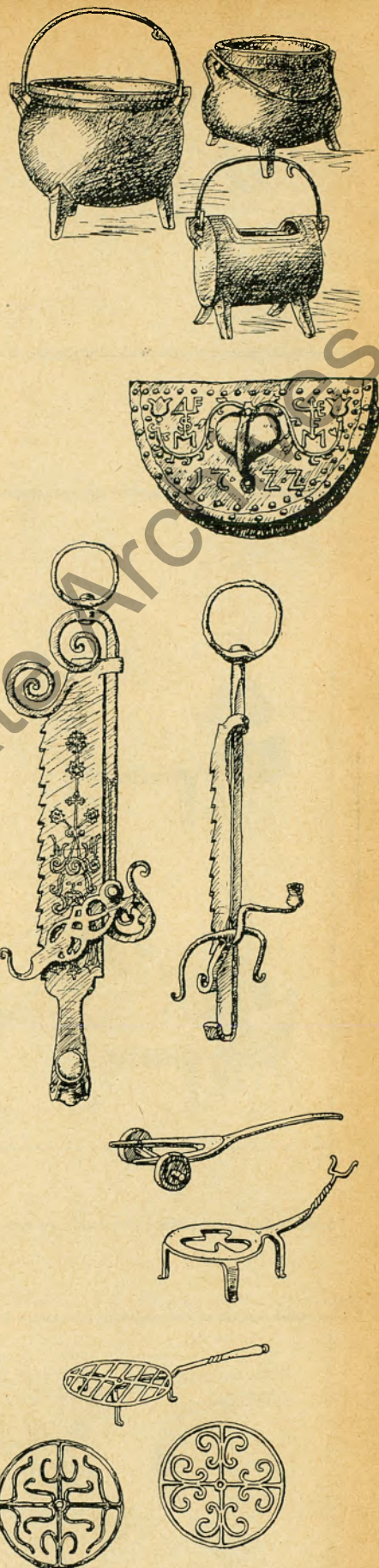
Besonders ansprechende Ausführungen zeigen die runden, drehbaren Röster, die gegenüber den rechteckigen besonders zweckmäßig sind, da man sie mittels eines Holzspans über der Flamme bewegen kann und so ein gleichmäßiges Bräunen ermöglicht wird.

Neben den dreifüßigen Bronzegropen wurden aber auch noch kupferne Kessel und Töpfe verwandt, deren warmem Schimmer sich später das goldleuchtende Messing zugesellte. Auch als dann der praktische Eisentopf aufkam, bar jeder Schönheit, blieb man dem Kupfer und Messing noch lange treu. In manchen Gegenden Deutschlands werden sie heute noch nachgebildet und unverändert in ihrer alten Form zum Verkauf angeboten.

Der große Kupferkessel war nicht nur unentbehrlich für das Viehfutter, das täglich gekocht werden mußte, man brauchte ihn ebenso dringend zum Schlachten und Backen.

Sollte einer dieser großen Töpfe auf die Erde gestellt werden, so erhielt er einen Untersatz durch den aus Stroh geflochtenen „Ketelkranz“. In unserer Heimat verfertigten vor allem die Schäfer solche Kesselkränze aus ineinandergesteckten und verknebelten Holzscheiben, denn sie waren von jeher große Bastler.

Von welcher Liebe zu den Gebrauchsgeräten des Alltags, von welcher Anerkennung des häuslichen Herdes als dem Hochsitz alles Geschehens innerhalb der Familie und darüber hinaus spricht diese Sorgfalt, mit der jeder einzelne Gegenstand, der Bezug zum Herdfeuer hatte, geschaffen und künstlerisch gestaltet wurde. Ob es sich um den Sägehal, den Gropen, die Feuerstülpe, die Bettpfanne oder den Püster handelt, alle sind sie aus demselben sicheren Gefühl für wahre Werte entstanden. — L. T. —



Gropen

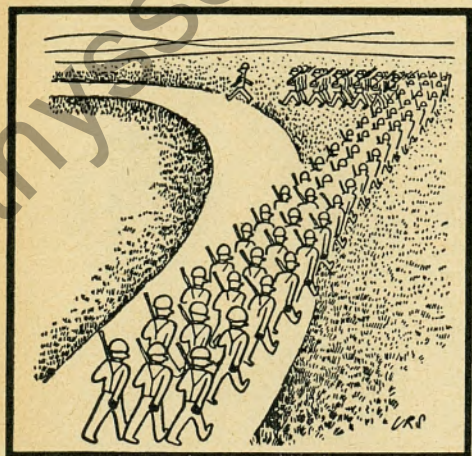
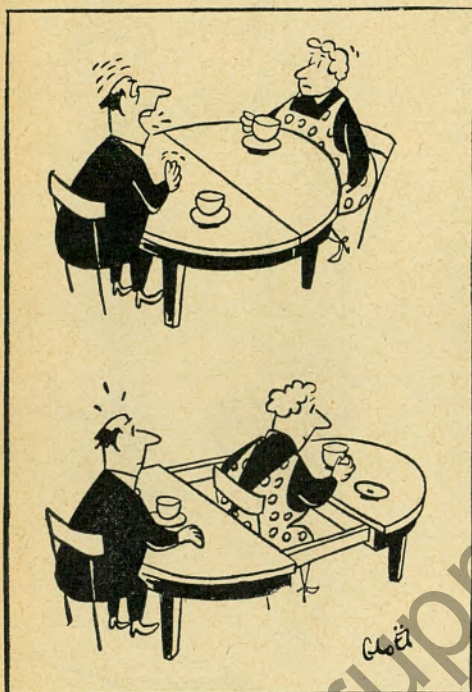
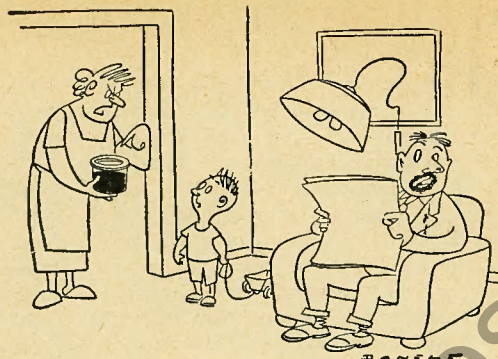
Fürstölpe 1722 (Lügler)

Münster (Sammlung D. Rion)

Sägehale (rechts mit Haken für Lochlöfel und Kienspanfüller)

oben: Fahrgestell für Kochtöpfe unten: Stritten
Röster unten: Oberteile v. drehbaren Röstern

Kurz gelacht



Das Rätsel

Für Sportler und Spieler

Lösungen aus dem Novemberheft

Lösung des Silbenrätsels

1. Eberesche, 2. Denver, 3. Unterhalt, 4. Anita, 5. Rasttaette, 6. Dauerbrenner, 7. Klarinette, 8. Ursache, 9. Erkundung, 10. Nonsens, 11. Nordpol, 12. Essig, 13. Connecticut, 14. Kragen, 15. Erbse, 16. Dardanellen, 17. Erlaubnis.

„Eduard Kuennecke — Der Vetter aus Dingsda.“

Auflösung „Kreuzworträtsel à la USA“

Waagerecht: 1. Rebus, 4. Sirup, 7. Tee, 8. Delhi, 9. Gebet, 10. Ehe, 11. Lager, 14. Nelke, 17. Salut, 20. Bahre, 23. Ida, 24. Dante, 25. Sofia, 26. Fee, 27. Miete, 28. Lunge.

Senkrecht: 1. Rudel, 2. Beleg, 3. Stier, 4. Segen, 5. Rubel, 6. Putte, 12. Ara, 13. Emu, 15. Eva, 16. Kur, 17. Sodom, 18. Linde, 19. Tiefe, 20. Basel, 21. Hafen, 22. Etagé.

Auflösung Kreuzworträtsel

Waagerechte Reihen: Piano, Fee, Auftrag, nie, Moll, Si, Ili, Trommel, Ade, da, ent-, Uhu, Ost, Romanze.

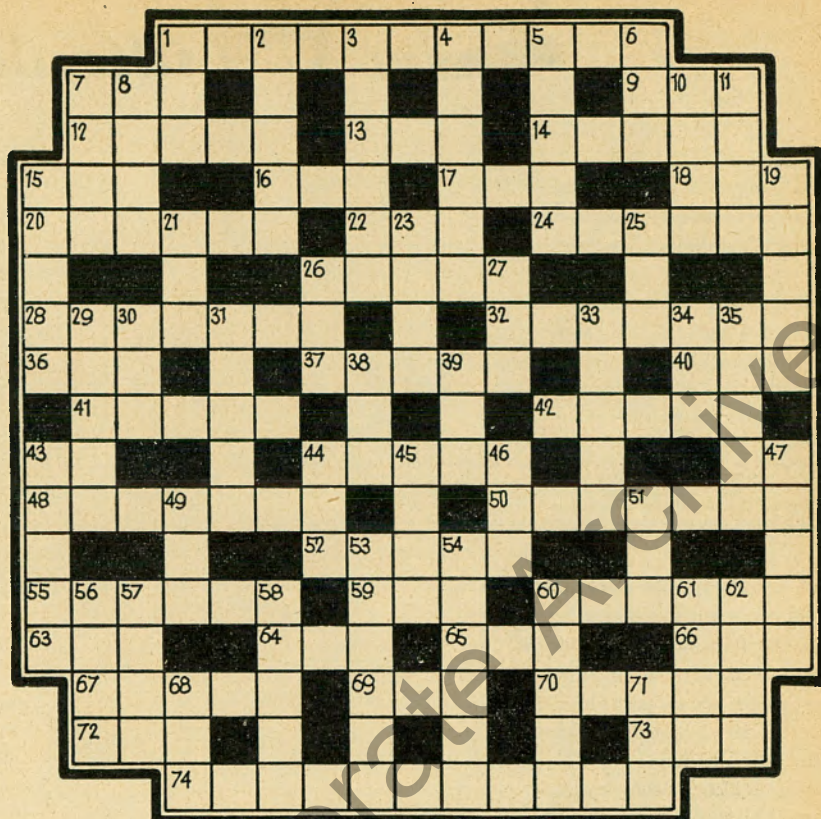
Senkrechte Reihen: Pianist, Dur, ira, Affe, Odeum, net, mimen, Zier, Olm, Ton, Lied, Orgel, Laute.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben a — a — d — d — e — e — e — e — e — e — g — g — i — i — l — l — l — l — n — n — o — o — r — s — v — sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. Besuchs-, Gesellschaftszimmer, Frisier-
raum, 2. weibl. Vorname, 3. unverheiratet, 4. Ölfrucht, 5. Angehöriger der schwarzen Rasse.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				



Waagerecht: 1. Wird mit kleinen Bällen gespielt, 7. Sportgerät für den Winter, 9. sagt man dichterisch für einen Raubvogel, 12. Mädchen spielen mit ihr, 13. drahtloser Hilferuf in Seenot, 14. so nennt sich eine Geierart, 15. unvermischt, 16. sie hätte der Schlange kein Gehör schenken sollen, 17. eine Neger-sprache, 18. selbst eine gute ... ist eine Bußzeit, meint ein russisches Sprichwort, 20. höchster Gipfel der Ostalpen, 22. selten, 24. die ... auf dem Totozettel sagen, daß man die Vereine für gleich stark hält, 26. türkische Stadt an der Mittelmeerküste, 28. nicht berufsmäßiger Sportler, 32. Lichtquelle, 36. gefährlich ist's, den ... zu wecken, sagt Schiller, 37. kleines Nelkengewächs, 40. den ... beim Schwanz zu fassen ist zweckloses Bemühen, 41. babylonische Göttin, 42. heiliges Buch einer Weltreligion, 43. Abkürzung für eine Maßeinheit der Leistung, 44. eine der Kanarischen Inseln, 48. Wett-fahrt auf dem Wasser, 50. Hundekrankheit, 52. weibliches Säugetier, 55. das fertige Schiff wird vom ... gelassen, 59. Stadt in Finnland, 60. Brettspiel, 63. das ... interessiert, das Getane nicht, sagt Goethe, 64. Zahlwort, 65. Herz im Kartenspiel, 66. lateinisch „Honig“, 67. die Insel mit der berühmten Blauen Grotte, 69. weiblicher Artikel, 70. hier geht die Sonne auf, 72. ein gefährlicher Fisch, 73. Vorsilbe, die etwas wegnimmt, 74. Anstoßen der Bälle beim Billard.

Senkrecht: 1. Vermutung, wer ge-winnen wird, 2. Sportgerät für Wurf-übungen, 3. Glücksspiel, 4. unverrückbar fest, 5. Funksendestille, 6. wenig feines Wort für das As, 7. der Jagdhund ver-folgt die ... des Wildes, 8. Männername, 10. Sohn Adams, 11. die ... tötet, nur wer handelt, lebt, sagt Körner, 15. Ge-fäß, häufiger Siegerpreis, 19. Nachkomme, 21. damit mißt man die Wassertiefe, 23. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 25. norwegischer Romanschriftsteller, 26. man spricht vom ... der Gerechtigkeit, 27. trinken die Engländer, 29. kleiner Singvogel, 30. Raum neben dem Spiel-feld, 31. sehr genau, 33. Kobold der nordischen Sage, 34. Querholz am Mast, 35. der südamerikanische Strauß, 38. kleinasiatisches Gebirge, 39. die Sieben-hügelstadt, 43. sagt man beim „Trink-sport“, 44. Tanzschritt (franz.), 45. sagt man für Grün in der Spielkarte, 46. grie-chische Göttin der Verblendung, 47. här-tbares Eisen, 49. Angsttraum, 51. hell-brennend, 53. auf ihm fahren zwei hin-tereinander, 54. Stierkämpfer, 56. sein rotes ... reizt den Stier, 57. eine der Tuamotu-Inseln in Polynesien, 58. schon oft Gehörtes nennt man alte ..., 60. Kleidungsstück der Geistlichen, 61. man willigt ein, gibt man sein ..., 62. Münze, 68. Grün in der französischen Karte, 71. Getränk.

Der Hüttenkieber

Freunde, wenn ihr diese Zeilen
lest, dann ist es schon Advent.
Man sitzt traulich bei der Kerze,
die einfach, doppelt, dreifach brennt.
Und man überlegt zusammen:
„Weihnachtszeit kommt bald heran;
doch was hat in diesem Jahre
wohl im Sack der Weihnachtsmann?“
Einig ist man sich darüber:
Nicht soviel wie letztes Jahr!
Denn es ist so manches anders
jetzt, als sonst es bei uns war.
Junge, Junge, an den Raten
beißt man sich die Zähne aus!
Und man muß für manches zahlen,
was schon gar nicht mehr im Haus.
Will man's wiederum verscheuern,
was das Portemonnaie beschwert,
ist es, weil's nicht mehr ganz neu ist,
fast so gut wie nichts mehr wert.
Oh, wo ist sie hingeschwunden,
jene gute alte Zeit,
da ein goldenes Zehnmarkstück
ausreicht zwei Wochen weit?
Allerdings, da waren Wünsche
für den Weihnachtstisch nur klein:
Über ein Paar wollne Socken
freute man sich, sagte: „Fein!“
Es enthielt der bunte Teller
Äpfel, Mandelkern und Nuß,
wo sich heute Marzipanbrot
und Krokant hoch türmen muß.
Wer, wie dermaleinst, bescheiden
hintritt an den Weihnachtsbaum,
den umwölkt beim Duft der Kerzen
wonnevoller Kindertraum.
Nehmt nur mal die vielen Väter,
die mit Fleiß und mit Geschick
einsig Eisenbahnen basteln —
das ist wahres Weihnachtsglück.
Fragt denn Vater, ob der Junge
ihm auch etwas schenken mag?
Die er machen will, die Freude,
hält ihn fröhlich Tag für Tag.
Neue Wagen, Schienen, Weichen?
Manches kann dies Jahr nicht sein!
Seht, auch unsre Weihnachtsfeier
ist, wenn wir vergleichen, klein.

Ob das Leben recht man lenkt,
zeigt sich erst, wenn's mal beschränkt!

Seht, wir kamen von der Mosel.
Dort war goldner Sonnenschein,

und die prallen, blanken Trauben
fielen in die Bütte 'rein.
Unsre Urlauber, die letzten,
holte unser Bus nach Haus'.
Braungebrannt, voll „Moselfeuer“
und gerundet sahn sie aus.
Aber auf die weite Strecke
zwischen hier und Moselland
legte sich schier undurchdringbar
eine dicke Nebelwand.
Extra spannend war's an Stellen,
wo die Autobahn kaputt ...
(In zehn Jahren keinen Unfall.
Hoffentlich geht's diesmal gut!)
Schrecklich stand es in der Zeitung:
„Unfallserie Autobahn,
der und jener schwere Laster ...“
Doch wir kamen sicher an.
Das lag daran, daß der Fahrer
nach der Decke sich gestreckt.
Sah er nicht die Hand vor Augen,
blieb er dennoch unerschreckt.
Schritt vor Schritt drang wie durch Watte
sozusagen blind er vor.
„Ja, des Müllers Lust ist Wandern!“
sangen traulich wir im Chor.
So gelassen, zuversichtlich
wollen wir auch vorwärtsgehn,
liegt's auf unserm Weg wie Nebel,
daß wir keine Handbreit sehn!

Packt mit frischem Mut man's an,
kommt man „Sturheil“ auch voran!

Aber unsre Hütte zeigt sich
fortschrittlich im weit'sten Sinn:
unser Breitbandwalzwerk fand man
in der „Tagesrundschau“ drin.
Wahlen in Amerika, Algerien
und der Pergamon-Altar,
aber dann dreihundert Meter
Breitband, das erst Bramme war.
Wie von Geisterhand gesteuert,
hob der Block sich aus der Glut,
wurde dünner, röter, länger ...
„Fern“ sah gut man, was sich tut.
Könn't der Weg ins nächste Jahr doch
wie die Breitbandstraße sein:
glatt und glänzend — ja, dann ging man,
„Prost!“ noch mal so gern hinein!

Das war's wieder mal für heut'.

Nächstens mehr — Adschüß, ihr Leut'!

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund; verantwortlich: Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, Dortmund, Eberhardstraße 12; Chefredakteur: Johannes Hoischen; allgemeiner Teil: Walter Behrendt, Dortmund, Stahlwerkstraße 119. Expedition: Pressestelle, Dortmund, Stahlwerkstraße 119. Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949. Druck: Westfalendruck, Dortmund; Auflage: 20 000. Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir, vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen. Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Betriebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird voll übernommen. Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen.



Albrecht Dürer

